This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

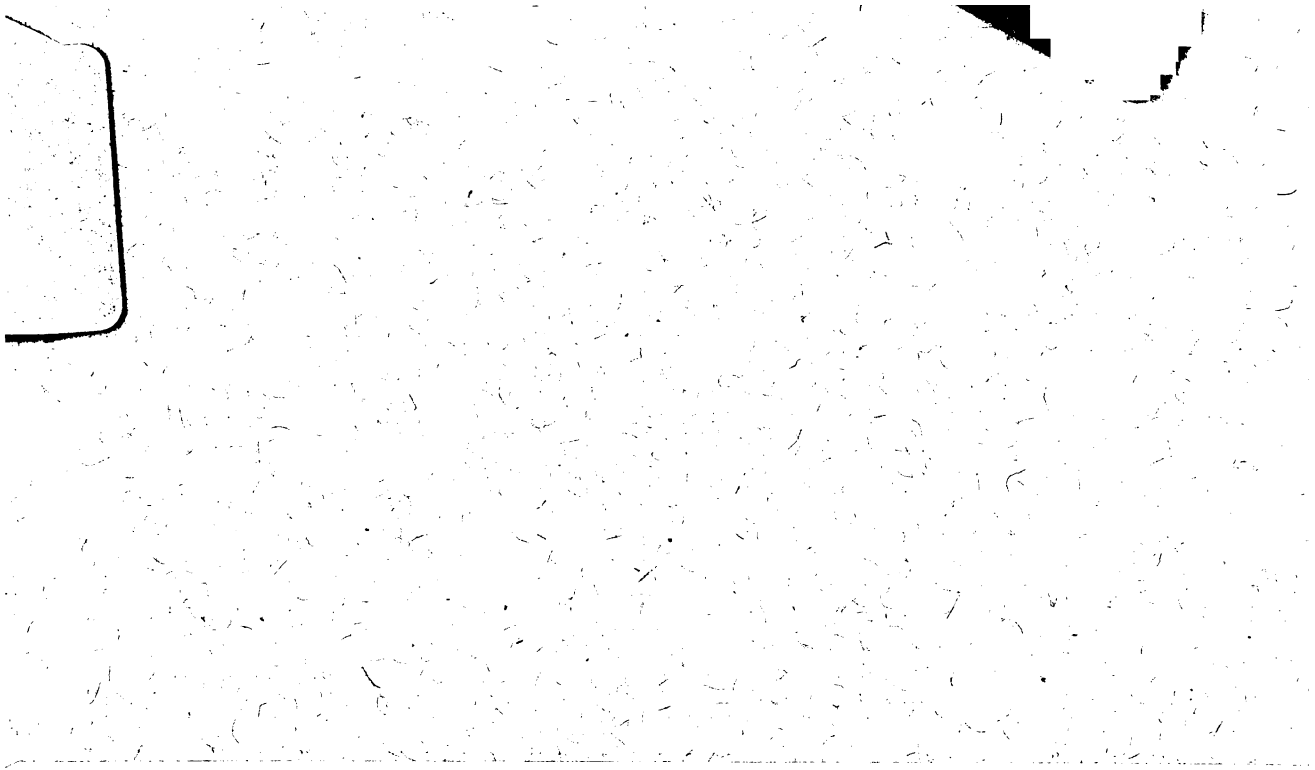
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573856 1



Der
Kampf um die Kunst.

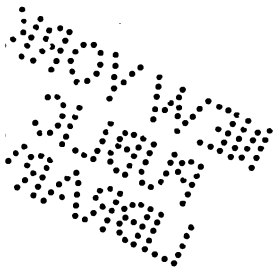
Drei Novellen

von

Karl Erdm. Edler.

Wien.
K. u. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick
1895.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
321962A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L



K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Dem Andenken

des früh verstorbenen Tondichters

Albert F. Graf Amadei,

k. k. Sections-Rathes im Ministerium des Aeußeren,

sein ältester Freund

Karl Erdm. Edler.

Wien, 1895.

Aus der Vorrede

von

Lord Bulwer-Lytton.*)

Gleich einigen von N. Hawthorn's Mosses from an Old Manse oder gleich den Märchen von H. C. Anderſen gehören die Novellen Edler's, obgleich in Proſa geſchrieben, in allem Weſentlichen dem Reiche der Poeſie an. Sie holen indes ihren Gegenſtand nicht aus den Wolken, wenn ſie ihn gleich hoch über das gemeine Niveau ſtellen. Sie ſind keine bloßen Abſtractionen der

*) Nach der nun gänzlich vergriffenen I. Buchausgabe der Novelle „Baldine" hat der ehemalige Vicekönig von Indien, Lord Bulwer-Lytton, dieſelbe nebſt anderen Dichtungen Edler's ins Engliſche überſetzt und in einer zweibändigen Prachtausgabe herausgegeben (Baldine and other tales by Karl Erdm. Edler. Translated from the German by the Earl of Lytton. London, Bentley, 1886), deren kritiſcher Einleitung das vorliegende Fragment entnommen iſt.

Die zwei anderen Novellen ſind bisher in Buchform noch nicht erſchienen.

Die Verlagshandlung.

Phantasie, sondern ideale Zeichnungen von wirklichen Gefühlen mit einem entschiedenen Kern von allgemein menschlichem Interesse. Diesbezüglich unterscheiden sie sich gründlich von derartigen Dichtungen, wie es jene von Fouqué, Arnim, Brentano, Hoffmann sind. Die Welt, in die sie uns einführen, ist weder übernatürlich noch grotesque, sondern durch und durch menschlich, bevölkert von Männern und Frauen, nicht von Gespenstern oder Sylphen oder von abstracten Eigenschaften in phantastischen Costümen. Manche ihrer schildernden Stellen offenbaren eine genaue Vertrautheit mit den Gefühlen der Kindheit und mit der sinnigen Bedeutsamkeit unbelebter Dinge, welche den Leser gelegentlich an den Humor Andersen's gemahnen werden. Und doch ist der Unterschied zwischen dem Genius ihres Autors und jenem des dänischen Dichters weitreichend; wo Andersen endet, beginnt erst Edler. Seine Einbildungskraft schwebt zart über dem Reiche der Kindheit, aber sie verharrt nicht daselbst; und was sie in dem Kinde sucht, ist der Vater des Mannes.

Jene, denen jegliches Werk eines originellen Talentes willkommen ist, komme es woher auch immer, werden auch aus dessen ungeschicktester Uebersetzung seinen Reiz herauszufinden wissen. Aber Vieles von dem eigenartigen Zauber in Edler's Schriften ist, wie ich fürchte, unzertrennlich von ihrer Originalform. Der Autor dieser Erzählungen ist ein vollendeter Meister seiner Sprache. In seinen Händen wird die deutsche Prosa, dieses oft schwerfällige Ausdrucksmittel, ein vollkommenes Instrument, und er spielt es mit Meisterschaft. Sein Stil

ist nicht äußerlich angefügt und kann daher nicht vom Ganzen getrennt werden. Glücklicherweise ist jedoch der Reiz der Individualität dieses Autors, wenngleich gesteigert durch seinen Stil, nicht gänzlich hievon abhängig. Die Tiefe und Zartheit seiner Humanität, die sichere Genauigkeit in seiner Berührung der zartesten Empfindungen, die Feinheit, mit der er die innersten Falten des Gefühles enthüllt, die sinnige Anmuth seines Humors, die instinctartige Lauterkeit seines Geschmackes, welche nie aus Achtlosigkeit eine mißtönende Note anschlägt — das sind Vorzüge, welche seine Schriften selbst in Uebersetzungen noch behalten werden, wenn auch diese die leichte melodiöse Bewegung seines Stiles beeinträchtigen.

Edler's Begabung ist psychologisch und dramatisch. Alle seine Werke, wie immer Form und Inhalt derselben sein mögen, sind Dramen des inneren Lebens. Allein er achtet die Anordnungen der Natur, welche schicksam die inneren Organe des Lebens außer Sicht gestellt hat, und seine Helden und Heldinnen wenden nicht beständig ihr Inneres nach außen zum Zwecke der Selbstbeobachtung. Er arbeitet mehr durch Syntheſe als durch Analyse, er baut seine Charaktere auf, anstatt sie zu zerlegen. In seinem Stil gibt es kein Geflunker mit dem anatomischen Scalpel, in seinen Worten keinen Geruch der Secirstube. Seine Charaktere sind lebendig, und wir hören ihren Herzschlag; doch wir hören ihn nur durch die feine Atmosphäre jener „hohen Regionen, wo die reinen Formen wohnen".

Er ist mit Recht als Colorist gerühmt worden, aber er zielt hiebei nicht auf theatralische Effecte; das

besondere Verdienst seines Colorites besteht in der feinen Harmonie zwischen dem satten Ton der Malerei und der im Mittelpunkt befindlichen Idee seiner Zeichnung. Diese Idee ist immer schön, immer anmuthig und intellectuell hochgeboren. Denn Edler ist kein literarischer Photograph, sondern ein idealer Künstler. Daher finden wir in seinen kleinsten Skizzen einen edlen Hauch von Eingebung und weite Verhältnisse in den kleinsten Dimensionen. Sie gleichen einem Nadelöhr, durch welches das Auge weithin sieht. Das Gesichtsfeld, welches der Blick durch ein so kleines Thor überstreift, ist naturgemäß beschränkt; aber was wir sehen, ist das Segment einer großen Weltsphäre. Und da dies Segment alle die Eigenschaften des ungesehenen Rundes besitzt, dem es angehört, so ist seine Bedeutsamkeit eine weitlangende. Mag auch die Gewalt der umfangreicheren Werke Edler's unbestreitbar sein, so muß ich doch eine starke persönliche Vorliebe gerade für die kleineren eingestehen. Größere historische Romane sind weniger selten als derartige literarische Cameen. Edler's Arbeit ist hiebei in hohem Grade vollendet, und — ungleich Jean Paul, von dem man sagte, er biete uns statt seiner Gedanken sein Hirn — ist seine Conception nie unreif oder verwirrt, noch auch sein Humor irgendwie absonderlich oder ungeschlacht. Alles ist gewählt, symmetrisch, verhalten, geläutert. Er ist ein wesentlich feingebildeter Schriftsteller.

Ich bezweifle, ob seit Goethe's Mignon die Dichtung eine Schöpfung hervorgebracht hat, origineller in ihrer Schönheit, rührender in ihrem Pathos als Baldine —

ein Kind aufgezogen im Schweigen und in der Einsamkeit mit dem stummen Spielgenossen, der stummen Amme, dem stummen Gott — das mittlerweile die Gabe eines unübertrefflichen, ausdrucksvollen Gesanges in sich trug, eine Gabe, die ihm selbst unbekannt, erst durch ein überwältigendes Unglück enthüllt wird. Und der Vorgang, durch den die große, einsame Künstlerin endlich aus ihrer Verhärtung erlöst wird mittelst jenes Antriebes, welcher allmählich ihrer Fähigkeit zur Dankbarkeit verliehen wird, einer Fähigkeit, die ihr gleichfalls unbewußt den Verlust jedes anderen menschlichen Gefühles in ihr überlebt hat — erscheint mir als eine Conception von wunderbarer Feinheit und Wahrheit. Die Kunst, mit der die Geschichte erzählt wird, ist gleichfalls merkwürdig. Es findet sich in den Eingangscapiteln nicht ein einziges, wenn auch noch so gewöhnliches Ereigniß, das nicht in stetig wachsender Bedeutsamkeit die ganze Entwickelung von Baldine's Charakter in sich tragen würde, wie ihn die endliche Lösung des Problems darstellt.

Was Edler augenscheinlich an der Welt interessirt, ist seine Beziehung zu ihr selbst, nicht ihre Beziehung zu ihm selbst. Wenige Poeten scheinen so gewohnheitsmäßig jenes tiefen, aber unpersönlichen Interesses für Mensch und Natur fähig zu sein, welches es dem beobachtenden Auge völlig gleich erscheinen läßt, ob das betrachtete Object gesehen wird „von dem Fenster eines Palastes oder eines Gefängnisses", wie Schopenhauer sagt. Byron's Schreibweise ist der leidenschaftliche Ausdruck einer irren Auflehnung, der Schrei eines verwun-

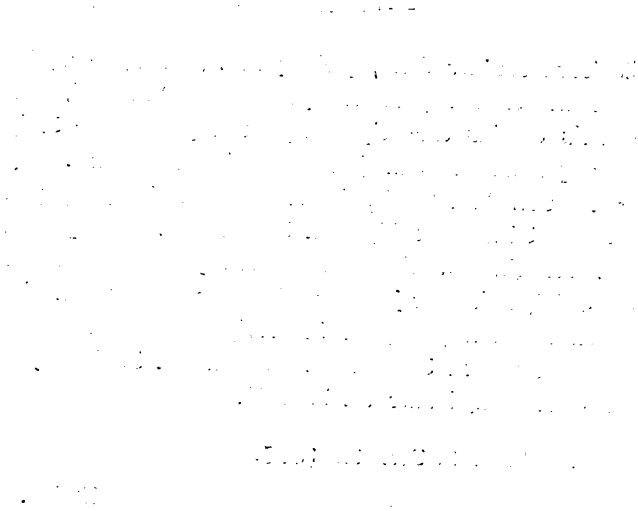
deten Thieres, das leidet, ohne zu wissen warum, und empfindet, ohne zu wissen was; die Schreibweise Edler's ist der gedankentiefe Ausdruck einer vernünftigen Resignation gegenüber der allgemeinen unausweichlichen Beschaffenheit der Dinge, einer Resignation, die sicher weiß: „Daß jedes Ding sein Warum hat, wenn wir es nur verstehen könnten, wenn auch nicht jedes schreit, sobald es gestoßen wird (Baldine)". Senancour's Schreibart ist ein Wehklagen der Verzweiflung, andauernd in einer einzigen monotonen Weise; jene Edler's eine Stimme des Trostes, redend in vielen Weisen, jedoch stets verkündend: „Jedes menschliche Leid hilft die ganze Menschheit miteinander verbinden gleich einer hohen heiligen Lehre, die Allen gegeben worden (Notre Dame des Flots)." Bei ihm ist der Weltschmerz aufgesogen durch die Humanitätsidee und ist hiedurch unpersönlich geworden. Das Thema von Musset's Jammern ist sein eigenes Mißbehagen; die Quelle von Edler's Traurigkeit dagegen ist ein tiefes Mitleid mit einer Welt, darin je edler der Dulder, desto größer das Leid ist. Leopardi betrachtet dies Leid ohne Hoffnung und erblickt in seiner Beschaffenheit keine Möglichkeit einer Linderung; Edler sucht und findet bei einem theilnahmsvollen Eingehen in diese Beschaffenheit das versöhnende Element der Schönheit: „Was ist im Menschenherzen, das, wenn wir in seine Tiefen blicken, so unaussprechlich traurig und doch so unaussprechlich schön erscheint? (Glocknerfahrt)." Und dies ist der Schlüssel zu allen seinen Schriften.

Bloß mit einem gedankenvollen Seufzer den praktischen Anforderungen einer Zeit gerecht werdend, deren

illusionsberaubter Geist, gleich jenem Faust's, durch industrielle Unternehmungen gerettet werden soll, hat Edler's Genius eine eigenartige, wenig betretene Richtung genommen. Ein scheuer, einsamer Strom weicht er ab von dem Laufe, in dem sich die Dichtung jetzt bewegt. Aber seine schmalen Ufer werden heimgesucht von den Flügeln einer leuchtenden Phantasie, welche die Blüthen schöner Ideen umschwebt; und in den einsamen Wässern sind zarte Wiederspiegelungen von den alten verlassenen Altären der Grazien und Wohnungen, wo Eros noch immer ein Kind ist.

Knebworth, December 1885.

Lytton.



Zu klein.

Es war im Conservatorium zu Wien. In dem sogenannten „kleinen“ Saale fand eben die Prüfung statt, welche über die Aufnahme der Zöglinge in die Schauspielschule entscheidet. Die Richter waren theils Künstler und Professoren, Praxis und Theorie vertretend, geniale und gelehrte Männer, theils Gönner der Kunst mit warmen Herzen und offenen Händen. Und in schöner Mischung saß da die Strenge neben der Milde, rasches Zugreifen mit bedächtiger Erwägung sich heilsam ausgleichend, daß sie so recht eine ideale Vereinigung bildeten, um über das Geschick der jugendlichen Menschenkinder abzuurtheilen. Da sich alle der Schwere ihrer Verantwortlichkeit wohl bewußt waren, so trugen sie dieselbe mit ernster Gewissenhaftigkeit; Erfahrung, sowie die weise Einsicht in Kunst und Leben gab ihrem Urtheile die würdige Sicherheit. Im Ganzen überwog dabei die Milde, wie immer unmittelbar nach den Ferien. Es ist in der Seele noch ein gewisser großer Zug haften geblieben von den hoch und kühn schweifenden Berglinien dort draußen, so daß man sich nicht an Kleinigkeiten klammert, um sie zu beanstanden; weitsichtig ist noch der Blick, der kaum erst abgelassen hat, an den Riesen-

gipfeln des Gebirges in die Wolken emporzufliegen. Sie hatten es gut, alle die künftigen Bühnengrößen — man nahm sie auf.

Da war es plötzlich aus mit der harmonischen Stimmung, die bis jetzt den Richterkreis beherrschte, gerade so, als habe ein plötzlicher Mißton Aller Ohren erreicht. Da jedoch dieser Kreis aus einer Mischung verschiedenartiger Temperamente zusammengesetzt war, so entspannen sich aus der plötzlichen Verdüsterung vielgestaltige Folgen. Der Heftige schleuderte mit der Bewegung eines antiken Diskuswerfers den Zwicker von der Nase, der Gutmüthige nahm langsam sein Augenglas herab und wischte es mit einem erstaunlichen Kraftaufwand von den Stäubchen rein, die nicht da waren; der Melancholische ließ die Augenlider wie Vorhänge über die schwermuthvollen Blicke niedersinken, der Bedächtige rieb sich gelassen die Augen, und die Anderen sahen einander verwundert an. Ein Lächeln aber stieg in Aller Antlitz empor, halb mitleidig über die menschliche Beschränktheit, welche da noch zweifeln konnte, halb entrüstet ob der lächerlichen Lage, über Selbstverständliches noch einen Richterspruch abgeben zu sollen.

Sie stand da und sah Einen nach dem Anderen an. Sie verstand das Lächeln und wußte, was nun kommen würde. Sie faltete die Hände; der Kopf neigte sich leise zur Erde, um den Todesstreich geduldig zu empfangen.

„Eine unerhörte Zumuthung!“ rief der Heftige.

Der Bedächtige sagte ruhig und in gemessenem Tone: „Wir wollen Ihnen die Mühe eines Vortrages ersparen. Sie haben doch wohl Einsicht genommen in die Vollzugsvorschrift zum Statute der Grundverfassung des Conservatoriums? Unter den unerläßlichen Vorbedingungen zum Eintritte in die Schule für darstellende Kunst ist daselbst ausdrücklich angeführt: eine entsprechende Bühnengestalt. Diese fehlt Ihnen — Sie sind zu klein.“

Der Gutmüthige erhob sich, strich ihr über das glatte Haar und sagte lächelnd: „Das ist ein Fehler, der sich selbst verbessert, nicht wahr, liebes Kind? Wachsen Sie noch ein paar Jährchen, und kommen Sie uns dann als ein stattliches großes Fräulein zurück! Sie haben noch rechtschaffen viel Zeit — Sie sind ja blutjung, viel zu jung!"

Sie hob sanft den Kopf und blickte ihn mit thränenden Augen an: „Achtzehn Jahre," sagte sie ganz leise mit zitternder Stimme.

Er zog hastig die Hand von ihrem Haare. Dann schüttelte er den Kopf, wandte sich zu den Uebrigen und flüsterte: „Achtzehn Jahre schon! Unglaublich! Ich hätte sie höchstens auf vierzehn geschätzt. Nun, was meinen Sie? Wenn wir sie also doch . . . wenn wir sie etwas vortragen ließen . . . wie?"

„Aber . . ."

„Etwas Kurzes wenigstens — natürlich etwas ganz Kurzes bloß! Sie kennen doch etwas recht Kurzes, liebes Fräulein?" wandte er sich rasch an sie, um die unausweichliche Widerrede von Seiten der Anderen beizeiten abzuschneiden.

Sie nickte und trat auf die Uebungsbühne.

„Die reine Kinderkomödie!" brummte der Heftige halblaut. Jedoch ihr feines Ohr hatte es erfaßt, und nun stand sie plötzlich weinend da, und ein krampfhaftes Schluchzen durchbebte ihren kleinen Körper.

„Auch das noch!" murmelte der Heftige, im Grunde nur zornig auf sich selbst, daß er so vernehmbar gesprochen hatte.

Das Tagewerk war zu Ende.

Die Talentprüfung mußte auch noch am folgenden Tage fortgesetzt werden; denn es gab der vermeintlichen Talente viele, zu viele. Endlich war auch das abgethan. Es war ein heißer Nachsommertag gewesen, alle athmeten erleichtert auf; als sie sich erhoben und sich ver-

abſchieden wollten — da ſtand ſie wieder vor ihnen. Sie hatte ſchon lange gewartet, den ganzen Nachmittag; man hatte ſie nur nicht bemerkt hinter allen den hoch emporgeſchoſſenen Genoſſinnen.

Sie ſtand da wie am Vortage, ſagte nichts und hielt die Hände gefaltet.

„Wir haben es ihr geſtern zugeſagt, alſo . . .“ ſprach der Gutmüthige in etwas verzagtem Tone.

Alle waren abgeſpannt und müde, zu abgeſpannt ſelbſt für ein Lächeln, zu müde ſogar für eine Widerrede. So kehrten ſie denn mit einer verhaltenen Gereiztheit zu ihren Plätzen zurück. Jedoch bloß der Gutmüthige ließ ſich wirklich auf ſeinen Sitz nieder und ſtreckte ſich darin bequemlich mit jener wohlwollenden Nachſicht aus, welche er gegen ſich ſelbſt wie gegen alle Welt bethätigte. Alle Anderen lehnten herum oder blieben ſtehen, gleichſam halb im Fortgehen begriffen, den Hut in der Hand, mit wortloſem Widerwillen; man ließ es eben über ſich ergehen als eine jener unausweichlichen Widrigkeiten, die glücklicherweiſe in ſich ſelbſt bald ein Ende finden müſſen.

Die Augen waren den lächerlichen Anblick ſchon gewohnt; nun lauſchten noch die Ohren nach dem unfehlbar heranzirpenden hohen fadendünnen Kinderton. Er mußte das Bild der verkümmerten Geſtalt ergänzen; denn auch das Lächerliche ſtrebt nach einer gewiſſen künſtleriſchen Abrundung und claſſiſchen Vollendung. Die Selbſtberäucherung freut ſich darauf, dann ſchmunzelnd ſagen zu können: „Das habe ich ja von vornherein gewußt!“

Die Sehnſucht nach dem Mißton war ſchon ſo groß, daß plötzlich in dem hallenden Saal eine faſt unheimliche Stille eintrat.

Welch ein Ton! Tief anſetzend im Contra-Alt, ſchwoll er an und empor und hinaus durch den weiten hohen Raum. Die Richter ſahen ſich um und dann

einander an. Die da gelehnt und gestanden waren, saßen auf einmal ganz stille; nur der Heftige fuhr sich zuweilen mit einer zuckenden Bewegung durch die Haare. Vor einem Augenblicke noch war die Leere des Saales durch das spärliche Häuflein der Richter erst recht auffällig merkbar gemacht worden; jetzt schien die Halle auf einmal durch jene Stimme angefüllt, und ihr Ton durchfluthete die ganze Weite zugleich mit den hereinspielenden Abendlichtern.

Sie stand da, schmal und dünn wie die Heiligen, welche zwischen zwei Säulchen einer gothischen Münsterverzierung eingeengt sind, und dabei doch wieder so klein und verschrumpft, daß sie eher unter den gedrückten Rundbogen der altromanischen Basilika taugte. Und auch sonst zeigte sich an ihr eine Vermischung zweier Stile, etwas Ungleichmäßiges, Unfertiges, Unzusammenhängendes. Die Glieder waren zierlich gedrechselt, das Gesichtchen ein feines Kinderoval, nicht schön, aber ausdrucksvoll; die Wucht der Haare dagegen und die Wucht des Blickes gehörten ganz einer erwachsenen, ja einer sehr großen Person an. Es waren röthliche Haare mit einem metallischen Schimmer wie Gold; ein Metallschimmer brach auch aus den grauen Augen hervor, seit sie dort oben stand und vortrug, während er früher nicht sichtbar gewesen war — man mußte dabei an Stahl denken. Und die Wucht einer erwachsenen, einer mächtigen Persönlichkeit lag in diesem Organ, in diesem Vortrage — es war die Gewalt eines großen Wassers, das widerstandslos alles mit sich fortreißt, mag es jetzt in breitem großen Fließen langsam einherziehen oder dann plötzlich in Stromschnellen niederrasen.

Die Richter sahen nicht mehr einander an, sondern nur sie, und wenn sie nicht selbst abgebrochen hätte, keiner von ihnen würde sie aufgehalten haben. Dann standen sie auf — keiner sprach.

„Ein Phänomen!“ murmelte endlich der Gutmüthige.

Als die Anderen zustimmten, fuhr er fort: „Unter Allen, die wir heute und gestern aufgenommen haben, ist keine solche geniale Begabung aufgetaucht.“ — Es war die volle Wahrheit, Alle mußten es zugeben.

„Das ist in der That traurig, sehr traurig!“ sagte er kopfschüttelnd und tief verstimmt. „Von einer Aufnahme kann natürlich jetzt keine Rede mehr sein.“

„Das ist ja der reine . . . das ist aber doch eine ganz . . . wunderliche Schlußfolgerung!“ fuhr der Heftige auf und warf seinen Zwicker wild in die Luft hinaus. „Sie muß unbedingt aufgenommen werden!“

Die Anderen nickten dem Heftigen eifrig zu, sie waren empört! Er — der Gutmüthige! Es war ganz unfaßbar. Aber sie beruhigten sich schließlich: seine Stimme war eben nur eine Stimme, sie standen Alle gegen ihn.

Er sah wehmüthig vor sich hin, dann sagte er:

„Ich war für einen Vortrag, weil ich ein kindliches Organ und eine kindische Auffassung sicher voraussetzte. Sie sollte aus unseren Urtheilen die gänzliche Hoffnungslosigkeit ihres Vorhabens so unzweifelhaft ersehen, daß sie fortan ihr Sinnen und Streben anderen Dingen zuwende und sich entschieden von etwas abwende, was bei ihrer Größe doch nur eine Thorheit ist. So aber . . . nun, Sie sind anderer Meinung, meine verehrten Freunde und Collegen! Sie finden, daß ich unbarmherzig bin, weil ich den Dolch mit einem Stoß geradezu in das Herz bohren will. Sie dagegen wollen jenes zarte Figürchen aufnehmen, zwei Jahre lang ausbilden, und . . . und dann? Was dann? — In Mailand hat einst ein Mann eine ganz merkwürdige Erfindung gemacht, wie man nämlich einen zum Tode Verurtheilten stückweise nacheinander verstümmeln könne, so daß er genau am vierzigsten Tage erst stirbt. Diese vierzigtägige Marter, die Quarefima genannt,

begann damit, daß man dem Verurtheilten ein Auge ausriß, worauf man ihn einen Tag in Ruhe ließ; dann kam das andere Auge an die Reihe und abermals eine Pause von einem Tage. Das ging so fort, abwechselnd ein Glied und ein Ruhetag, bis am vierzigsten Tage die Verstümmelung gerade bis zu dem Herzen reichte und der Tod eintrat. Ganz so gedenken Sie zu verfahren — Sie brauchen über diese Gleichstellung nicht zu erschrecken: der jene Quaresima erfand und an seinen Opfern anwandte, war kein Barbar, sondern ein mächtiger Fürst, Galeazzo Visconti, der Herrscher von Mailand, dessen Nichten die Frauen deutscher und italienischer Herrscher wurden, und eine derselben heiratete den Herzog Leopold von Oesterreich — sollte etwa durch diese Nichte die Quaresima auf den Wiener Boden verpflanzt worden sein und sich hier im Conservatorium . . . doch ich betone nochmals, Galeazzo Visconti war ein frommer Christ, fastete, vertheilte Almosen, schwärmte für Kunst und Wissenschaft — ganz wie Sie, meine verehrten Freunde und Collegen."

Mit bekümmerter Miene setzte er sich nieder, tief aufathmend und aufseufzend.

Man schritt zur Abstimmung. Das Resultat lautete: „Fräulein Jakobäa Almer ist in die Schule für darstellende Kunst am Conservatorium aufgenommen mit allen gegen eine Stimme."

Die eine Stimme war die des Gutmüthigen.

Damit war das nächste höchste Ziel erklommen; aber sehr angenehm war es auf dieser Höhe durchaus nicht für sie. Es werden in der Schauspielschule jahraus jahrein Proben aufgeführt zu dem künftigen Intriguenstück „der Künstlerneid". Beneidet im engsten Sinne wurde zwar Fräulein Almer nicht: sie erschien in ihrem Aeußeren für die Bühne unmöglich und darum unschädlich, so daß man sie eben nur belächelte und

verspottete, sowohl ins Gesicht als auch hinter dem Rücken. Sie besaß jedoch eine geniale Begabung, und deshalb wurde sie von ganzem Herzen gehaßt, ganz wie der schwächliche Reiche von einem starken Armen gehaßt wird, der im Bewußtsein und Vollgefühl seiner physischen Kraft vermeint, mit dem Reichthum, welchen jener nicht genießen kann, alle Freuden und Wonnen der Welt erschöpfen zu können. Ueberdies entwickelte sie einen so rastlosen Fleiß, als ob sie nicht im mindesten begabt wäre. Sie verstand auch in der Schule alles, sie wußte alles, während die Anderen oft wenig verstanden und nichts wußten: darauf geberdete sich die verletzte Eitelkeit ungemein erfinderisch in allerlei Rachethaten und Rachereden.

Zu solchen geflissentlichen Nadelstichen und Beilhieben kam dann noch das Unbeabsichtigte: man übersah sie auch, sah über sie hinweg, schob sie beiseite, setzte sie hintan, weil man sie bei ihrer Kleinheit buchstäblich übersah.

Sie war ein fremdgeartetes kleines armes Huhn in einem großen Geflügelhofe voll herumstolzirender Pfauen, aufgeblasener Truthähne, hochstelziger Calcuttahühner und zischender Gänse. Wie sachte es auch dahinschleicht, wie bange es auch ausweichen mag: rechts droht und links hackt schon ein bissiger Schnabel nach ihm. Treibt aber der Hunger das arme gescheuchte und wund gebissene Ding doch endlich dorthin, wo der Ueberfluß der Anderen ungenützt liegen geblieben ist, von dem es sich verstohlen ein Körnlein aufpicken möchte — da von allen Seiten ein wildes Zischen, Kollern, Gackern, und in gemeinsamem Ansturme stürzt alles auf dasselbe los. — Sie dagegen war freundlich gegen Alle, fast unterwürfig; es war ein demüthiges Emporblicken, ein leises Auftreten, wie sich in einer stolzen reichen Familie die vom Gnadenbrot zehrende arme Verwandte geberdet.

Zu dem berühmten Eingang in das Burgtheater unter dem Burgthore eilte sie, wenn sie eine Freikarte erhalten hatte, früher als Alle, da sie zu klein war, um auf der Galerie hinter den Anderen etwas sehen zu können. Kurz nach dem Mittagläuten kam sie mit einem Buche, stellte sich an die verschlossene Paradiesespforte und wartete sechs Stunden lang, indem sie während dieser Zeit einige Rollen lernte. Oft genug gelang es denen, die erst gegen Abend gekommen waren, auf der Stiege oder auf der Galerie das kleine Figürchen durch einige rohe Stöße schließlich zurückzudrängen, so daß jenes sechsstündige Warten unter allen Unbilden des Wetters ganz umsonst gewesen war. Behauptete sie aber einmal den Vordergrund der Galerie, dann sah man von unten ihre Augen herabbrennen: die Augen eines ekstatischen Kindes, das alles um sich her vergaß!

In der Schule während der Vorträge saß sie gedeckt durch die größeren Genossinnen, so daß ihr Kopf allein sichtbar blieb, weil er sich weit vorbeugte in jener Höhe, in welcher ihre Nachbarin erst die Hände hatte; es war, als säße jemand dort neben den Stühlen auf der Erde. Die grauen Augen waren unverwandt auf den Professor gerichtet. Sie merkte sich nie etwas an, sondern schrieb den ganzen Vortrag daheim nach; es fehlte nichts darin, selbst unwesentliche Bemerkungen und Nebensächliches fanden sich wieder. Aber das Prüfen des Lehrstoffes am Schlusse jedes Vierteljahres gestaltete sich qualvoll. Sie wußte alles, sie hatte alles begriffen und durchdacht; aber anstatt es nun schlicht auseinanderzusetzen, verfiel sie sofort in den Bühnenton; selbst bei der Darlegung nüchterner Thatsachen oder bei trockener Beweisführung brach unhemmbar das Pathos und die Wucht der Tragödie hervor.

Die Professoren gingen durchwegs mit ihr behutsamer um als mit den Anderen. Sie warfen eben Alle

das Vollgewicht gerechten hilfreichen Wohlwollens auf ihre winzige Wagschale, sei es instinctartig, sei es in der bewußten Absicht, um das Uebergewicht auszugleichen, welches jede ihrer Genossinnen äußerlich besaß und innerlich sich anmaßte. Auch das Mitleid mochte dabei ins Spiel kommen: einen Leidenden berührt man mit linderen Händen, spricht man mit sanfterer Stimme an; man dämpft auch den gewohnten festen oder harten oder dröhnenden Schritt, und die sonst spröde Geduld wird zähe im Anhören und Nachgeben. Und eine Leidende war sie ja, eine schmerzlich Leidende, wie jeder, bei dem sich ein einzelnes Organ unnatürlich vergrößert und erweitert — ihre Seele war zu groß gerathen für den Körper, der sie fassen sollte.

Wo aber überdies noch die Sorge um den täglichen Lebensbedarf an einen Kranken tritt, da hält sie ihm ein Vergrößerungsglas vor die fiebernden Augen, und sein Leiden erscheint ihm dann im erhöhten Grade schwer, schmerzlich, gefährlich. Fräulein Almer war auch recht arm als die Tochter einer in dürftigen Verhältnissen lebenden und außerdem kränklichen Witwe; beide lebten von einer Jahrespension, die beiläufig der Monatsausgabe einer einfachen bürgerlichen Familie entsprach. Dies war es wohl auch gewesen, was auf dem armen Kinde von früh an gelastet hatte. Die Noth daheim, der Druck draußen — das war wie der unfruchtbare Steinboden unten und der Sturm oben, welche das Nadelholz niederzwingen. So war sie an den Boden gedrückt geblieben und wäre doch in sonniger Lage vielleicht als ein schlanker Baum emporgewachsen. Als sie jetzt den Sturm der Kunstbegeisterung, welcher ihre Seele durchbrauste, aus sich hervorrauschen lassen wollte durch den weiten Menschenwald, daß alle die hohen Wipfel von ihm durchschüttert in Erregung geriethen, schwankend, bebend, sich neigend — da war sie ein kümmerlich Krummholz geblieben. Das Leid

hierüber, sowie das Weh über die Stichelreden ihrer Umgebung kam jetzt noch dazu, und aus allem dem entstand eine Herbigkeit, welche sie von innen heraus zusammenzog und nicht weiter gedeihen ließ.

Aeußerlich freilich merkte man ihr das nicht an; höchst selten und auch da jedesmal nur widerwillen entschlüpfte ihr ein Wort über ihr Mißgeschick. Das sah dann aus wie ein winziges Wölklein, das zufällig oder muthwillig mitten an einen blauen Himmel gerathen war; wer indes näher zuschaute, merkte, daß nur ein einziger Sturmstoß herüber zu blasen brauchte, und im Umsehen war diese ganze trügerische Himmelsbläue ein gewitterschweres schwarzgraues Dämmern. Sie war noch jung, hatte jedoch genugsam gesehen und gehört, wie die Welt so oft Mitleid hegt mit manchem, was sie verachten sollte, dagegen zumeist nur Spott und Hohn bereit hält für jenen Kummer, der sich an eine echte heilige Begeisterung anlehnt. Sie erfuhr auch jetzt als Krummholz unter ihren tannenschlanken Genossinnen zur Genüge, daß die Glücklichen eine Unglückliche gar nicht begreifen.

So trug sie denn für die Anderen die reine Himmelsbläue zur Schau, und dabei geschah es, daß sie zuweilen selbst daran glaubte. Ja, es kam vor, daß sie sich künstlich in diesen Glauben einzulullen versuchte und ihr Mißgeschick mit allen Mitteln vor sich selbst hinwegzutäuschen strebte. Dieser Trieb trat recht sichtlich an ihrer Kleidung zu Tage. In ihrer Armuth trug sie dünne fadenscheinige Fähnchen, wie sie die dürftigste dienende Classe trägt, aber in anderer Weise zugerichtet. Wo diese mit jedem Haarbreit des Stoffes kargt und den Feldzug sparsamer Armuth gegen jedes unnütze Zuviel in der Ausdehnung, gegen jede überflüssige Falte führt, zeigte sich im Gegentheil an ihrer Gewandung eine gewisse Weitschweifigkeit im Schnitte, ein breiter, freier Wurf, welcher jeder Mode spottete. Das war

ihr Luxus, mit dem sie ihr kleines und schmales Ich zu erweitern sich abmühte; freilich nützte es nicht viel, und sie sah immer aus, als ob sie in der Eile oder Zerstreuung das Kleid einer älteren Schwester angezogen hätte. Ein anderer Luxus war der unabänderlich sehr helle Grundton ihrer spärlichen Kleider, welcher gewiß großer Vorsicht, Aufsicht und Mühe bedurfte, um sich in seiner stets fleckenlosen Sauberkeit zu behaupten. Aber sie mied die dunkle Farbe, welche mit dem Lichte zugleich die Umrisse der Person in sich einsaugt und sie verkleinert erscheinen läßt. So kämpfte sie einerseits mit der hellen Farbe des schlichten Gewandes gegen eine weitere Verkümmerung ihrer kümmerlichen Größe und Breite, sowie sie andererseits ihr Persönchen nach unten durch dicke Sohlen und steile Absätze, nach oben durch den thurmartigen Aufbau des üppigen Haares zu verlängern bemüht war.

Dies alles gab ihr eine kleine Portion Selbstgefühl, wie es ja auch sonst das Ich in sich verspürt, wenn es durch Schleppen, hohe Hüte, Federbüsche vergrößert wird. Dem Fernerstehenden erschien das komisch, dem ihr Näherstehenden und mit den Verhältnissen Vertrauten dagegen tragisch, Mitleid und Furcht zugleich erweckend: Mitleid für all dies vergebliche Streben, sich selbst hinaufzutäuschen. Furcht für den Augenblick der letzten Entscheidung. Die Erinnerung an den Gutmüthigen und an seinen Galeazzo Visconti mit der Quaresima stieg einem dabei doch zuweilen wie eine ernste Mahnung vor dem Geiste auf.

Da starb ihre Mutter, welche schon lange gekränkelt hatte, so daß sie nun ganz vereinsamt war – und auch ganz hilflos; denn die kümmerliche Jahrespension erloschi mit dem Tode der Witwe. In Berücksichtigung dieser Lage und in Anbetracht ihres außerordentlichen Fleißes erhielt sie sogleich ein außerordentliches Stipendium vom Conservatorium. Auch sonst hatte sich in

Folge dieses Todesfalles ihr ganzes Leben freundlicher gestaltet. In dem Hause, in welchem sie mit ihrer Mutter zwei Dachkämmerchen innegehabt hatte, herrschte als unumschränkte Gebieterin Fräulein Nina Haushuber, eine Tante des Hausherrn. Diese hatte sich der Aufbahrung und des Leichenbegängnisses der Mutter vollständig angenommen, als sie sah, wie die Tochter vor Schmerz dessen ganz unfähig war. Sie war mit Jakobäa auch auf den Friedhof hinausgefahren und nahm sie von dort in ihrem Wagen wieder heim. Als sie vor dem Hause aus dem Wagen stiegen, neigte sie sich ein wenig — sie war sehr groß — und bot Jakobäa den Arm. So führte sie die noch immerfort Schluchzende die Treppe hinauf in den ersten Stock, hielt sie aber auch da noch mit einem sanften Armdruck fest, als dieselbe sich anschickte, alle die weiteren Stiegen bis zu den Dachkämmerchen emporzuklettern. Sie zog, indem sie sich dabei beständig gegen ihre kleine Begleiterin neigte, das Mädchen in ihre Wohnung, nahm ihr Hut und Mantel ab, setzte sie auf einen Stuhl und wischte ihr die Thränen aus den Augen: alles das, wie man mit einem kleinen Kinde fürsorglich umgeht, welches sich noch nichts selber machen kann. Dann feuchtete sie ein Tuch an und wischte die Thränenspuren von Jakobäa's Wangen.

„So!" — sagte sie, ihr Werk mit Befriedigung betrachtend. — „Und jetzt . . . sehen Sie, dort auf der anderen Seite des Ganges wohnt der Florian, mein Neffe, hier in diesen zwei Zimmern hause ich, und da" — sie öffnete eine Seitenthür — „da wohnen Sie von heute ab. Ich habe schon alles herrichten lassen; die alten Möbel oben verkaufen Sie dem Trödler! Aber hinauf in die alte Wohnung dürfen Sie mir nicht mehr, die Magd wird Ihnen alle Ihre Sachen gleich heruntertragen! So . . . und jetzt lasse ich Sie allein — aber Sie dürfen mir nicht etwa da sitzen und weinen, sondern Ihre Wäsche und die Bücher schön in die Kästen

einräumen, daß Sie auf andere Gedanken kommen! Und noch eines: Sie werden mit uns essen . . . nun, das wäre schön, daß Sie darüber roth werden möchten! Wie wenn ich Sie nicht mehr brauchen würde, als Sie mich! Als ob Sie mir nicht dafür Gesellschaft leisten würden! Sie wissen ja" — Jakobäa hatte aber keine Ahnung davon — „wie nothwendig ich jemand um mich brauche! Die Hauswirthschaft für zwei Leute gibt nicht so viel zu thun, daß man die zwölf Stunden des Tages damit ausfüllen kann, und die übrige Zeit ist es dann um mich her so still und langweilig . . . mein Neffe, der Florian, ist nämlich gar nicht lustig."

Nein, der Hausherr Florian Haushuber war in der That ganz und gar nicht lustig, während seine Tante, Fräulein Nina Haushuber, sehr lustig war. Und beides war sehr verwunderlich: Fräulein Nina hatte nämlich bereits ihren sechzigsten Geburtstag gefeiert, Florian erst den fünfundzwanzigsten. Jedoch Florian war auch nicht eben traurig — er war nur immer sehr ruhig und schwamm ohne jegliche Aufregung mit einem stets gleichmäßigen Tempo im Meere der Behaglichkeit dahin. Alle Aufregung, die von außen hätte an ihn gelangen können, nahm Fräulein Nina auf sich; sie liebte das, es war ihr Element. Sie ragte schützend wie ein Windfänger vor ihrem Neffen; kein widriges Lüftchen sollte ihn anfäuseln. Das Vermiethen und Ausmiethen, die Streitigkeiten mit den Miethparteien und Unannehmlichkeiten mit den Handwerkern, die Ueberwachung der Gas- und Wasserhähne, die Oberherrschaft über den Hausbesorger, die Verhandlungen mit dem Steueramt und allen anderen Aemtern, dazu die ganze Hauswirthschaft — alles das war ihr Geschäft. Ebenso wenig kümmerte sich Florian um das Anlegen des Baargeldes, um Coupons oder Losrevision, um das Eincassieren und Bezahlen von Rechnungen, um Miethzins, um ordentliche oder außerordentliche

Ausgaben. Das that alles Fräulein Nina. „Sagen Sie es der Tante!“ — „Fragen Sie doch einmal die Tante!“ Dies war alles, was man erreichte, wenn man doch einmal in irgend einer Angelegenheit an ihn selber gerieth.

Er saß zumeist in seiner Werkstatt, wo er abwechselnd arbeitete oder rauchte oder beides zugleich that. Er war Schildermaler und leistete in seinem Fache ganz Außerordentliches. Nicht als ob er sich sonderliche Mühe gegeben hätte — er hatte eben vom Vater und Großvater mit dem alten Geschäfte auch das scharfe Auge und die sichere Hand ererbt. Er besaß bereits vier Ausstellungsmedaillen, freilich ohne daß er sich recht klar darüber war, wie und wofür er sie erhalten hatte; Fräulein Nina hatte das auf eigene Faust vorbereitet, veranstaltet und besorgt. Indessen beschränkte sich seine Thätigkeit durchaus nicht auf die hundertfachen Schriftarten in allen Farben auf Holz, Wand, Blech, Stein, mit Buchstaben von staunenswerther Plastik. Sie umfaßte außerdem Thierstücke, wie die Löwen der Seifensieder mit dem Kerzenbund in der Pranke, oder die grünen Tiger, blauen Adler und goldenen Gänse, Lämmer, Rosse der Gasthausschilder; ferner Stilleben, worunter sich die gebratenen Gänse der kleinen Wirthsstuben im Judenviertel durch besonders appetitliche Naturtreue auszeichneten; aber auch Porträts, Genre- und Historienbilder aller Art auf den Kaufhäusern zum König von Honolulu, zum Milchmädchen, zum Napoleon bei Leipzig u. s. w.; endlich schön gelockte Herren- und Damenbrustbilder an den Friseurläden, und behaglich rauchende Türken in voller Figur an den Tabaktrafiken. Einen großartigen Eindruck machten seine übersichtlichen Compositionen der tausend Geheimnisse eines Fragnerladens von den Frankfurter Würsten an bis zu der Schuhwichsschachtel, und ebenso jene eines Krämerladens von Colonial- und

Kurzwaaren mit dem rabenschwarzen Neger im Zuckerrohr als Mittelpunkt, den grünen Baumwollstrümpfen in einer, dem rosenrothen Mieder in der anderen Ecke. Man riß sich um seine Arbeiten, nicht nur um ihrer plastischen Darstellungsweise und ihres anlockenden Farbenzaubers willen, sondern auch schon deshalb, weil sie so schwer zu bekommen waren. Wie einst von Guido Reni Gemälde nur durch umständliche Intriguen von Cardinal-Legaten und Gesandten erlangt werden konnten, so mußte man sich hinter Fräulein Nina stecken, um überhaupt die Annahme einer Bestellung bei Florian durchzusetzen und — was noch weit größere Schwierigkeiten bot — in absehbarer Zeit die Ausführung des Bestellten zu erleben.

Florian war sehr gemächlich und arbeitete eigentlich bloß zu seiner Unterhaltung. Vermögen besaß er genug, um nicht dem Verdienst nachgehen zu müssen, und das Uebrige, die Lobpreisungen und Medaillen mit eingeschlossen, rührte ihn nicht im mindesten. Wenn er das Malen satt hatte, konnte ihn kein Mensch überreden, daß er es nicht satt habe; dazu kam noch, daß ihn eine schwere Menge anderer Beschäftigungen ernstlich in Anspruch nahm, eine krauser und wunderlicher als die andere. So verfertigte er aus Ruthen und Fichtenzapfen allerlei gänzlich unbrauchbare Tischchen, aus Rohrstäben und Draht byzantinische Paläste für seine Schnee- und Blaumeisen, aus den Schuppen der Tannenzapfen Renaissancecassetten; bei ihm, sowie in den Zimmern der Tante, lehnten und lagen allenthalben fragwürdige Erzeugnisse von Laubsäge-, Spritz-, Lack-, Holzschnitzarbeit herum, welche durch räthselhafte Form und Bestimmung sich in den Blick des Beschauers förmlich festhäkelten. Sobald er auch dessen satt war, machte er Musik auf einer Ziehharmonika — es war grauenhaft, aber ihm gefiel es, und da er diesen Genuß selbstsüchtig für sich allein aufsparte, so war dagegen

im Allgemeinen nichts weiter einzuwenden. Am Abend stellte er sich gern in die Hausthür, schlicht und zweckentsprechend in Hemdärmeln, wenn es eben warm war, rauchte seine Cigarre und zupfte von Zeit zu Zeit an dem goldenen Ohrring, welchen ihm Fräulein Nina bei einer leichten Augenröthung als Heil- und Schutzmittel aufgeredet und eigenhändig in das linke Ohr eingestochen hatte.

Nein, lustig war Florian ganz und gar nicht trotz seiner fünfundzwanzig Jahre, trotz seiner Gesundheit und riesigen Körperkraft, trotz seines ewig blauen wolkenlosen Daseins. Aber Fräulein Nina war auch zu klug, um zu glauben oder zu hoffen, daß sie in Jakobäa eine lustigere Gesellschaft finden würde. Sie war eben eine gute Seele, und das verwaiste arme brave Mädchen that ihr herzlich leid — darum nahm sie sich seiner an. Daß sie es so warm that, hing mit ihrer glühenden Leidenschaft für alles zusammen, was zu dem Theater in irgend welcher Beziehung stand. Sie kannte die Geschichte sämmtlicher Wiener Theater seit vierzig Jahren bis in die kleinsten Einzelheiten sammt der Privatgeschichte einheimischer wie zu Gaste weilender Künstler mit deren Verwandtschaft in auf- und absteigender Linie, Finanzgebarung, Repertoire, Coulissengeheimnisse, und selbst ein Logenmeister war ihr viel interessanter als ein Minister. Als einmal einige Tassen starken Nachmittagskaffees eine besonders vertrauliche Stimmung herbeigezaubert hatten, machte sie auch Jakobäa gegenüber leise Anspielungen, daß sie einst mit dem Theater selbst in ganz engen Beziehungen gestanden habe.

„Wie? Haben Sie selbst einmal gespielt?“ fragte Jakobäa neugierig.

„Wo denken Sie hin, Kind! Was hätte unser Vater zu so etwas gesagt? Nein, aber ... nun, Monsieur Demarre hatte ein Auge auf mich geworfen ...

er war Theaterfriseur. Er machte mir sehr den Hof, und ich hätte ihn auch geheiratet, wenn es der Vater zugelassen hätte. Ach, die schöne Zeit!"

Und dabei bedeckte sie plötzlich mit dem gestickten Taschentuch ihr Gesicht, welches bis in die schneeweißen Schläfenlöckchen hinein roth geworden war.

Nein, Jakobäa war ebenso wenig lustig wie Florian, oder sogar noch weniger, aber sie gehörte zum Theater! Sie mußte jetzt alle ihre Rollen vor Fräulein Nina einstudiren und hersagen, während diese ihren Strickbeutel neben sich liegen hatte und aufmerksam lauschend strickte oder auch das Buch in die Hand nahm, um den Souffleur abzugeben. Sie lachte und weinte, nickte und bebte, war außer sich vor Entsetzen oder zerschmolz in Rührung, sie klatschte Beifall — sie war im Theater. Dann ging sie mit Jakobäa in das wirkliche Theater; nicht um ein Uhr Mittags, sondern mit zwei vorher gekauften Karten um dreiviertel auf sieben Uhr, aber auf die billigsten Sitze, damit man sich den Genuß öfter gestatten könne. Dort saß die hagere große Gestalt mit ihren entschiedenen Hausherrnmanieren neben dem kleinen verzagten Figürchen Jakobäa's, aber die vier Augen strahlten in der gleichen wunderlichen Verzückung.

Zu Florian blickte Jakobäa gleich von allem Anfang wie zu einem Götzen empor. Es war ein verehrungsstilles Bewundern, ein vergötterndes Abmessen seiner riesigen Gestalt mit den Augen, ein verzücktes Fragen des Blickes: „Wie ist es nur menschenmöglich, so herrlich groß zu sein?" — und dann wieder das graue Schimmern des Auges: „Wie hast Du das nur angefangen? Und könnte denn nicht auch ich irgendwie . . . ?" — Und mit dem eisernen Willen, der aus den Augen hervorstrahlte, ging sie jenem „irgendwie" auch nach. So tauchte sie eines Tages im Ordinationszimmer des orthopädischen Institutes in Döbling auf.

Aber man wußte nichts mit ihr anzufangen, sie war gerade und gut gewachsen, mithin kein geeignetes „Object". Gleichwohl war der Gang nicht ohne Nutzen gewesen; sie hatte dort Streckbetten gesehen, Vorrichtungen, welche verkümmerte oder verkrümmte Gliedmaßen allmählich verlängern oder geraderichten sollen. Sie hatte sich deren Zweck und Anwendung erklären lassen und gedachte jetzt recht zu sparen, um sich ein solches Möbel kaufen zu können. Das war indessen ein wahrer Goldfund für Florian; er ließ den schönsten Trafiktürken stehen und verfertigte nach der eingehenden Beschreibung ein Streckbett, dessen Wandungen er mit allerlei räthselhaften und höchst unpraktischen Laubsägearbeiten aus dem Holze seiner Cigarrenkistchen verzierte. Das Ganze sah aus wie der Thron irgend eines noch sehr wilden Negerhäuptlings.

Darauf lag seitdem Jakobäa Stunden lang ausgestreckt, lesend, studirend, declamirend. Im Conservatorium, während der Pausen zwischen den Lehrstunden, reckte und streckte sich die kurze Gestalt in Uebungen, welche sie sich aus einem Handbuche für Freiturnen wohlüberdacht zusammengestellt hatte. Daheim aber hatte sie die üble Gewohnheit angenommen, die Finger so lange zu ziehen, bis die Gelenke knackten, und einmal sprach sie die Sehnsucht nach einer schweren Krankheit aus, weil sie öfters gehört hatte, daß Kranke im Bett ungewöhnlich wachsen. Aber es blieb beim Alten, sie wurde nicht größer, und Herr Haushuber überragte sie standhaft um das gleiche unmenschliche Stück: sie reichte bis an den Messingdrücker, er an den oberen Rand der Hausthür.

Deshalb mußte er sich auch jedesmal bücken, wenn er einen Hut auf hatte; darum ging er lieber baarhaupt hinab, wenn er Luft schöpfen und sich die Welt ein wenig ansehen wollte. Er füllte dabei die Hausthür auch in der Breite; nur ein schmales Lüftchen fand

gerade Raum, sich demüthig rechts und links von den schneeweißen Hemdärmeln in das Haus zu schleichen. Denn an Florian selbst fand es keine Arbeit, nicht einmal Locken gab es da zu durchwühlen: die röthlich blonden Haare waren ganz kurz geschoren und standen als unzählbare starre Stacheln himmelwärts. Alle Vorstellungen der Tante, welcher die idealen Kunstwerke des seligen Theaterfriseurs vor der Seele schwebten, waren vergeblich: das „Herumkämmen" war ihm nun einmal zuwider. Der röthliche Schnurrbart wuchs als ein rechter Urwald in unverdrossener Ueppigkeit, die nie von der Cultur beleckt worden. Florian war nicht eitel, weder auf sein Aeußeres, noch auf seine Kunstfertigkeit, noch auf sein Vermögen, und dann — es fehlte ihm der bewegende Anstoß zur Eitelkeit: er kümmerte sich nicht um die Weiber. Sie erschienen ihm nach allem, was er als Unbetheiligter von ihnen gesehen hatte, recht eigentlich als Störenfriede jener sich selbst bestimmenden Ruhe und Behaglichkeit, in welcher er vergnüglich dahinlebte. Wäre einmal eine Frau im Hause, so bestimmte sie ihrerseits gleichfalls, oder vielleicht gar nur sie allein. Eine angenehme Häuslichkeit schuf ihm die Tante in untadeliger Weise — er bekam so bloß viele Annehmlichkeiten und nicht das Mißliche eines weiblichen Waltens zu kosten. Man sah ihn niemals Frauen besuchen, ansprechen, begleiten; das Tanzen nannte er lächelnd eine „Robot", und das Hofmachen erschien ihm höchst absonderlich und als eine unerklärliche Schrulle. Sein Umgang beschränkte sich auf einige ehrsame Bürger der älteren Generation, mit denen er zuweilen am Abend in dem benachbarten Gasthause zusammenkam. Die Anderen redeten, er hörte zu und zupfte an seinem linken Ohrringe; dann ging man vor der Sperrstunde allerseits befriedigt heim.

Er war kraftstrotzend und mächtig in seiner Erscheinung, und Jakobäa sah in ehrfürchtiger Bewun-

derung zu ihm empor; andererseits dagegen war etwas Unkünstlerisches an ihm und etwas Kunstwidriges in ihm, und darauf sah Jakobäa wieder mit einem gewissen Mitleiden herab. Dieser klaffende Zwiespalt ihrer Gefühle gab ihrer Art, mit ihm umzugehen, etwas Gereiztes, Aufgeregtes, Sprunghaftes, wobei er mitunter ganz verwundert aufblickte und sich aus seiner stillen Cigarrenrauchdämmerung vorbeugte. Es zuckte durch Jakobäa's getheilte Gemüthsregungen eine Art elektrischen Fluidums, das zu ihm hinüberſprang und schwerfällige Bewegungen aus seinen Gliedern, ja sogar Worte von seinen Lippen löste. Fräulein Nina vermochte ihr Erstaunen kaum zu bemeistern, als Florian jetzt zuweilen ungefragt etwas sagte, ja als man sogar ganze Sätze von ihm zu hören bekam, ohne daß er es nothwendig hatte. Denn in solche Ungelegenheiten hatte er sich nur bei außerordentlichen Anlässen gestürzt, und das hatte ihn jedesmal eine große und widrige Anstrengung gekostet.

Aber trotz dieser merkbaren Fortschritte in menschlicher Geselligkeit sah Jakobäa immer noch den Ring im linken Ohr nebst vielen anderen Dingen und hörte über den Flur die Greueltöne der Ziehharmonika. Da machte sie einmal gemeinsam mit der Tante einen Sturm auf ihn, daß er mit ihnen in das Theater gehe Jedoch der Sturm wurde abgeschlagen, er ging nun einmal überhaupt in kein Theater; man mußte vorher an eine regelrechte Belagerung schreiten, und erst mit Kriegslisten und unterirdischen Minen brachte man ihn endlich aus dem Hause. Aber fast noch mühsamer brachte man ihn dann nach Hause; er hatte trotz Goethe's „Iphigenia" und trotz der hinreißenden Darstellung der genialen Wolter so gut geschlummert und endlich so fest geschlafen, daß er nur mit Gewaltmitteln aufgeweckt werden konnte und ganz schlaftrunken heimtaumelte.

Auf dieſe Art alſo ging es nicht — aber anders: und darüber war die Tante entzückt und ſchließlich ſo verzückt, daß ſie zu ſehen vermeinte, wie aus den Höhen der Seligen Monſieur Demarre dem Anſchlage Beifall zunickte. Jakobäa bat nämlich Herrn Haushuber, wenn er juſt Zeit habe, ihr doch ein wenig bei dem Einſtudiren ihrer Rollen behilflich zu ſein — es handle ſich um die Stichworte. Florian war ungemein gutmüthig, und da er aus ihren Bitten zu ſehen glaubte, daß es ohne ihn gar nicht gehe, ſo nahm er willig das Buch in die Hand.

„Mein Gott!“ ſagte ſie, indem ſie die Hände faltete und voll Anbetung an ihm emporblickte. „Was wären Sie für ein wunderbarer Siegfried, Othello, Herodes, Ingomar!“

Er lachte herzlich darüber und begann dann ſeinen Ingomar herunterzukauen — er hatte nämlich die Cigarre im Munde — in jenem breitvocaligen geſpreizten Hochdeutſch, deſſen gekünſtelte Greuelklänge nur der eingeborene Wiener zu Stande bringt, wenn er ſeinen gemüthvollen Dialekt verleugnen will oder muß. Dabei zeugte ſein Vortrag von einem ſolchen Verſtändniß und klang ſo überzeugt und überzeugend, wie wenn ein kleiner Schuljunge als Leſeübung Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ herableiern würde.

Es war unmöglich — ſo ging es am allerwenigſten! Fräulein Nina blickte troſtlos zum Himmel empor, von wo der Theaterfriſeur entrüſtet ganz verſchwunden war; Jakobäa widmete ſich plötzlich mit großem Eifer wieder ihrer Unart, die Finger zu ziehen. Als alle zehn nach der Reihe geknackt hatten, wollte ſie wieder von vorn beginnen, aber es ging nicht mehr. Da warf ſie Herrn Haushuber einen Blick zu; der ſtieg nicht mehr bewundernd von unten empor, ſondern ſchlich trübſelig von oben herab. In ihrem Bereiche war das Erlöſungswerk an ihm nicht zu vollenden, das ſtand nun

fest — kräftig entschlossen sprang sie denn mitten in seinen eigenen Kreis. Es wäre ja doch jammerschade gewesen um den herrlichen großen Menschen, um diesen Ingomar! Sie wollte eine Parthenia für ihn werden, sie wollte um den „Krug voll edlen Weines, dem nur der Kranz gebricht", diesen Kranz als schöne Zierde flechten, doch nur dies allein — nichts weiter! Hätte jemand sie an den Lohn der Liebe gemahnt, welchen Parthenia für ihren Kranz gewonnen, sie hätte nur bitter lächelnd ihr eigenes kleines Figürchen mit einem schmerzlichen Blicke gemessen — nein, das war auf dieser weiten Erde nicht für sie, und sie dachte auch nie daran. Auf der Bühne freilich, in der Welt des Scheins, da liebte sie, da ward sie geliebt — da vergaß sie ihrer selbst!

Bei dem kühnen Sprung in Florian's eigenen Bereich schimmerte in der That bald etwas auf, was Berechtigung zu der Hoffnung geben konnte, daß an diesem Ingomar auch nicht ewig der Waldgeruch haften werde. Er begleitete nach einiger Zeit die beiden Frauen nicht ungern in die Gemäldegalerien im Belvedere und in der Akademie, in den Palästen Liechtenstein und Harrach. Es interessirte ihn dort doch manches von seinem Standpunkte; dieser Standpunkt war anfangs freilich der, ein Dogenporträt von Tizian und einen Trafiktürken von Florian Haushuber in Parallele zu stellen. Allmählich begann ihm dann doch ein gewisser Unterschied einzuleuchten, und er fing auch an zu verstehen, was Jakobäa mit den Worten gemeint hatte: „Herr Haushuber, sehen Sie, das ertrüge ich nicht! Sie sind kein Handwerker, beileibe! Aber Sie sind auch kein Künstler — so mitten innen: ein Zimmermaler nicht mehr, ein Kunstmaler noch nicht!"

Florian lächelte über diese Worte auch jetzt noch, selbst als ihm deren Sinn aufzugehen begann. Dies denkwürdige und in seinem Leben Epoche machende Ereigniß geschah im Belvedere vor der heiligen Justina

von Moretto da Brescia. Denn wenngleich obiger Herr Moretto Heilige vorzüglicher malte als Herr Haushuber, was letzterer vor diesem Bilde nicht leugnen konnte, so malte andererseits Herr Haushuber Semmeln, Kerzen, Buchstaben besser. Nahm man aber selbst den unwahrscheinlichen Fall an, daß der Heiligenmaler auch diese Dinge ebenso gut zu Stande brachte, so war auch das Herrn Haushuber höchst gleichgiltig. Er betheiligte sich an keinem Wettschwimmen, Wettrudern, Wettreiten, Wettlaufen, und ebenso wenig an einem Wettmalen mit Herrn Moretto. Die Lehre überzeugte ihn demnach nicht im mindesten, wohl aber die begeisterte Prophetin derselben.

Er ließ sich seit jenem Tage, da er vor der heiligen Justina gestanden, aus reiner Gutmüthigkeit von Jakobäa schieben, indem er dabei still in sich hineinlächelte. Es ging anfangs wohl ziemlich schwerfällig; dann aber, als er einmal in Bewegung war, ließ er sich nicht nur recht leicht schieben, sondern auch, ohne daß er sich dessen bewußt ward, allmählich emporschrauben.

Einem armen Zögling der Kunstakademie wurden die Bodenkammern eingeräumt; dafür und für weiteren reichlichen Geldlohn weihte er den Hausherrn in die geheimsten Tücken der Perspective, in die heillosen Launen der Oelfarbentechnik ein und hielt ihm überdies freie Vorträge über die Geschichte der Malerei. Florian saß behaglich in seinem Lehnstuhl und sah und hörte ihm mit einem wohlwollenden Lächeln zu, in das sich manchmal etwas Mitleid mischte — der arme Junge gab sich eine so unsinnige Mühe. Dazwischen griff Florian auch wohl zum Pinsel, um die frische Weisheit in Thaten umzusetzen — eigentlich aber aus menschlichem Mitgefühl, um den armen Jungen aufathmen zu lassen. Nach und nach aber begann ihm die Sache Spaß zu machen. Nach einiger Zeit war die Ziehharmonika und die Laubsäge ganz verstummt —

Florian malte. Aber es war merkwürdig: die sichere Hand, das scharfe Auge, die richtige Zeichnung, der kecke Pinselstrich, die er ehedem besessen, ja fester und untrüglicher besessen hatte als sein jugendlicher Lehrer von der Akademie — das alles war auf einmal irgendwie verloren gegangen. Was er vordem nachlässig wie eine Improvisation mit breitem Pinsel hingeworfen hatte, das strichelte er jetzt unsicher und zaghaft, zögernd und nachdenklich, prüfend und versuchend.

Als ihm Jakobäa einmal zusah, sagte er lachend: „Mir scheint, ich bin jetzt eher auf dem Wege zum Zimmermaler hinunter, als zum Kunstmaler hinauf — was meinen Sie, Aea?" so nannte er sie in einer bequemeren Verkürzung.

„Herr Haushuber, glauben Sie, daß man so über Nacht zum Künstler wird?" antwortete sie. „Sehen Sie doch, wie ich arbeite und studire!"

„Ja Sie, Aea, das ist ganz etwas anderes!"

„Gar nichts anderes, Herr Haushuber! Sie lassen sich nur so gehen . . . wenn Sie nur ernstlich wollten und ganz dabei wären . . . auch sonst!"

Dann nahm sie ihr Buch, und eifrig hineinschauend, declamirte sie, indem sie auf und ab ging:

„Nur Anmuth fehlt und Ebenmaß der Sitte,
Und das wird kommen! Wer aus rohem Stein
Ein Götterbild ins Leben rief, gewiß,
Der muß auch noch den Marmor glätten lernen."

Diese Worte standen nicht in dem Buche; sie stehen in Halm's „Sohn der Wildniß", und Jakobäa hielt Shakespeare's „Macbeth" in der Hand.

Florian sagte nichts mehr. Er verstand jenes „auch sonst", womit sie ihre Rede kurz abgeschlossen hatte, ließ sich aber nicht träumen, daß die declamirten Verse eine poetische Umschreibung davon und an seine Adresse gerichtet waren. Jenes „auch sonst" schloß in sich die Hemdärmel, den Ohrring, die Haarstoppeln, die Zieh-

harmonika, das bequeme Hindämmern und viele andere derartige Dinge mehr, ein ganzes Register unkünstlerischer Sünden. Aber dank den rastlosen Bemühungen Jakobäa's um den herrlichen großen Menschen, welche von seiten der Tante stets eine nachdrückliche Unterstützung erhielten, schrumpfte dieses Register mit der Zeit immer mehr zusammen.

Die Werkstatt hieß jetzt Atelier und gestaltete sich allmählich auch zu etwas dergleichen unter vier weiblichen Händen, welche von einem akademisch gebildeten Kopf gelenkt wurden; wenigstens versicherte der junge Akademiker, daß keiner seiner Professoren ein so großartiges Atelier besitze. Zu Weihnachten lag auf dem Tische, welcher unter dem Christbaum für Florian bestimmt war, ein kastanienbrauner und ein schwarzer Sammtflaus nebst einigen ungewöhnlich langen seidenen Halstüchern. Eines derselben ward ihm noch am selben Abend, nachdem er sich gesetzt und ein wenig im Stuhle gebeugt hatte, von Jakobäa um den lockeren Halskragen gebunden, mit kühn dahinflatternden Enden à la Byron. Nachdem mit Hilfe der milden Weihnachtsstimmung dieser erste Angriff ohne erheblichen Widerstand geglückt war, wurde man unternehmender. Nicht lange danach lagen neben Florian's Geburtstagskuchen, von dessen sechsundzwanzig Kerzchen glänzend beleuchtet, zwei Künstlerhüte mit Riesenkrempen — er nannte sie „Schattenspender", aber er trug sie.

So erfolgreich Jakobäa's Bemühungen waren, „den Kranz um den Krug edlen Weines zu winden", so wenig Freude erlebte sie an ihrem eigenen Aeußeren. Das Streckbett sammt dem Dehnen und Ziehen der Glieder half ebenso wenig wie die Tage, Wochen, Monate, welche nur so bei ihr vorüberhuschten, als ob es an ihr gar nichts zu schaffen gäbe. Wenn sie einsam auf ihrem Stübchen vor ihren Büchern und Heften saß, wurde sie zuweilen von einer wilden Verzweiflung darüber gepackt.

Sobald sie aber wieder auf der Uebungsbühne des Conservatoriums eine ihr zusagende Rolle zu spielen hatte, dann vergaß sie gänzlich des knappen Rahmens und fühlte nicht mehr, wie sich ihr Geist allenthalben daran stieß. Ja, sie lebte und ging so vollständig in der Darstellung auf, daß sie in ihrer tragischen Hoheit und königlichen Würde sich wohl ein wenig bückte, wenn sie durch die Thür des Hintergrundes abtrat. Man hatte immer den Eindruck, sie habe sich selbst sehr lieb in solchen Stunden, und sie erschien einem dann etwa wie ein winziges ärmliches Fleckchen Erde, dem ein plötzlicher Sonnenstrahl etwas Erhabenes und Erhebendes verleiht. Ihr Organ hatte dabei Töne, welche an die tiefsten Saiten der Menschenbrust rührten; ihre Tragik wühlte dunkle Ahnungen empor, daß sie wie helle Offenbarungen da lagen — es war etwas Dämonisches, etwas Berauschendes darin. Merkwürdigerweise entwickelte sich nicht — wie das sonst bei kleinen Persönchen zu sein pflegt — in den zierlichen Gliedern eine hastige und sprunghafte Regsamkeit, sondern sie bewegten sich in einer würdevollen Ruhe, in einem feierlichen Rhythmus, welcher Erinnerungen an Goethe's Theaterdirection und an die Weimar'sche Schule heraufbeschwor. An dem feinen Figürchen wirkte dergleichen befremdend und muthete erst dann an, wenn sich dem längere Zeit hindurch der Vortrag zugesellte. Beides gehörte zusammen; man sah dann, daß diese feierliche Bewegung der inneren Natur gemäß war und von innen heraus in Werkzeuge strömte, welche ihr zwar gehorchten, aber nicht dafür geschaffen waren.

So war das erste Studienjahr zu Ende gegangen. Fräulein Jakobäa Almer hatte es mit Auszeichnung zurückgelegt; sie war und blieb unangefochten die begabteste und zugleich die fleißigste unter sämmtlichen Zöglingen ihres Jahrganges.

Die Familie Haushuber hatte sonst immer den Sommer in Wien zugebracht. Die nöthige Abkühlung suchte und fand Florian im Donaustrom, wo er im bequemen Tempo seinen Schwimmübungen oblag, zu denen sich auch hier allerlei krause Künsteleien gesellten; so liebte er es, auf dem Kopf im Wasser zu stehen, bloß mit einer Hand oder auch nur mit dem kleinen Finger zu rudern, am eifrigsten aber verlegte er sich auf das Tauchen nach Kreuzern und Kieselsteinen. Ein einziger Versuch, einmal mitten in einem allzu heißen Sommer sich auf dem Lande zu erfrischen, war kläglich mißlungen. Florian hatte so sehr die häusliche Bequemlichkeit vermißt und Fräulein Nina ihre rastlose Thätigkeit, beide aber die gewohnte bürgerlich gute Küche, daß sie nach drei Tagen wieder heimgekehrt waren. Nun versicherte der Arzt, welchen Fräulein Nina unter dem Vorwande eines Unwohlseins zu sich berufen hatte, „bei dieser Gelegenheit" Herrn Haushuber, daß seiner Fettleibigkeit eine Grenze gezogen werden müsse, und schickte ihn unter den üblichen furchtbaren Drohungen nach Karlsbad.

Ueber die Fettleibigkeit lachte Florian bloß; die Drohungen hingegen machten ihn doch einigermaßen nachdenklich. In einem sehr knappen Sarg auf dem sehr langweiligen Centralfriedhof zu liegen, das erschien ihm doch zu wenig behaglich und ging ihm über allen Spaß. „So ein kleines Schlagflüßchen!" hatte der elende Doctor gemurmelt. Florian's Körperumfang hatte zwar die üblichen Grenzen immer etwas überschritten; das viele Sitzen der höheren Kunst zu Liebe hatte jedoch in neuester Zeit diese Neigung wirklich in bedenklicher Weise gefördert.

Nebenbei warf der Doctor „bei dieser Gelegenheit" auch gegen Jakobäa hin, daß sie gar nicht gut aussehe. Das that sie auch nicht. Die Ueberanstrengung vor den Prüfungen sammt der Sommerhitze hatten

sie merklich angegriffen; sie schlief schlecht und aß fast gar nichts.

„Ihrem Magen würden auch ein paar Becher Karlsbader Schloßbrunn nicht schaden," brummte er — „und Ihren Nerven thut es noth, daß Sie eine Zeit lang Karlsbader Waldluft schnappen. Das wird Sie wieder röther und voller und stattlicher machen."

Stattlicher! — Das klang wie eine Himmelsbotschaft an Jakobäa's Ohr. Wenn es ohne besonderes Aufsehen gegangen wäre, so wäre sie dem alten struppigen Doctor gern um den Hals gefallen. Also es gab ein Mittel, es war auf der weiten Welt ein Ort, wo man stattlicher werden konnte! Sie sah dem alten brummigen Herrn mit einem heißen Blicke nach, wie Julia ihrem Romeo, indes Herr Haushuber, der sonst allen Menschen wohlwollte, diesem Romeo den Hassesblick des Tybalt nachsandte. Aber das Schlagflüßchen — dergleichen duldet eben wenig Widerrede.

Das Atelier blieb daheim, Sammtklaus und Künstlerhut kamen mit; Fräulein Nina packte einen großen Korb voll Proviant für die kurze Tagesreise und hing den Strickbeutel über den Arm; Jakobäa endlich stopfte ihr Kofferchen mit dem ganzen Shakespeare voll. So stürzte man sich in die weite unbekannte Welt mit dem Steckbrief des Wiener Arztes an den Karlsbader Arzt im Strickbeutel. Gleich am ersten Tage suchte und fand Fräulein Nina in ihrer thatkräftigen Weise, welche sie überall, nur nicht an Florian bethätigte, eine passende und angenehme Wohnung auf dem Schloßberg. Florian schlenderte indessen durch die Straßen und richtete sein Augenmerk auf die Werke der Karlsbader Schildermalerei; sie nöthigten ihm nur ein verächtliches Lächeln ab, und endlich ward er dieses Anblickes so satt, daß er sich auf eine Waldbank beim Hirschensprung rettete. Dort saß er und schnitzte sich zum Nutzen sowohl als zum Zeitvertreib einen Stiefelknecht, weil dieses Möbel

im Gasthause sich für seine Füße zu klein erwiesen hatte. Aber wie die Noth stets die Erfinderin der Künste ist, so kamen ihm bei dem Schnitzeln des nothwendigen Instrumentes allerlei Erleuchtungen; zuerst wurde das Stützende des Stiefelknechtes in eine Art Zange zum Herausziehen der Nägel umgezaubert, hierauf die eine Zacke der Gabel in einen Hammer — über die zweckmäßige Verwendbarkeit der anderen Zacke war er noch im Unklaren. Das Ganze sollte daheim noch künstlich zum Zusammenlegen gefügt werden, damit man es in die Rocktasche stecken könne; wozu man einen Stiefelzieher in der Rocktasche tragen müsse, daran dachte er in diesem Augenblicke nicht. Vor Eifer schweißtriefend, ward er mitten in dieser Beschäftigung von den Frauen aufgestöbert und aus der Waldidylle zu dem neu gefundenen Heim geführt.

Dann begann der übliche Tageslauf eines Karlsbader Curgastes, nur bei Florian etwas später als bei der großen Mehrzahl. Er liebte im Allgemeinen das frühe Aufstehen nicht und hatte sich auch nur einmal, am ersten Tage, den Gänsemarsch der Curgäste bei den Brunnen von weitem angesehen. Als er nach diesem Anblick heimkam, erklärte er ohne weitere Begründung, es wäre doch klüger gewesen, in Wien zu bleiben. Er kam zwar bei dem Frühstück in Erinnerung des Schlagflüßchens wieder von diesem Gedanken ab; aber er stand nie früher auf, bevor er nicht sicher sein konnte, daß der ortsübliche Gänsemarsch aufgelöst und der Zutritt zu den Brunnen frei sei. Jakobäa studirte nach dem ersten Becher den Theaterzettel des Tages und blickte nach dem zweiten Becher an sich nieder, ob sie bereits „stattlicher" geworden sei. Während sie von dem sanften Schloßbrunnen nippte, verschlang Florian unsägliche Massen des gewaltthätigen Sprudels und führte dabei in der Sprudelcolonnade ein gemächliches Stillleben, da er die Bewegung nicht liebte.

Dann nahm man gemeinsam bei Pupp das Frühstück. Florian beklagte sich dabei jeden Tag über sein zu kurzes Bett; Fräulein Nina spürte mit Zunge, Nase und Augen den Geheimnissen des berühmten Karlsbader Kaffees nach, und Jakobäa durchstöberte die Theaternachrichten sämmtlicher Zeitungen. Hierauf begannen alltäglich die bangen Ahnungen der Tante bezüglich des zu erwartenden Mittagessens, welche während desselben sich in schweren Seufzern Luft machten und nach demselben als schmerzliche Erinnerungen erst durch den Nachmittagskaffee verscheucht wurden. Dieser wurde gleichfalls gemeinsam beim „Elephanten" auf der alten Wiese unter den schattigen Bäumen eingenommen. Florian saß mit jener Gemächlichkeit da, wie sie seine Trafiktürken unabänderlich zur Schau trugen, und musterte mit einer kühlen Gelassenheit die bunten Gruppen an den Tischen. Er trank dabei — vom Morgen an gerechnet — bereits den dritten verbotenen fetten Kaffee, aß dazu schon das zwölfte verbotene fette Gebäck und rauchte die sechste verbotene Virginiacigarre. Aber er machte sich nichts daraus; denn die Damen in der Runde waren bei derselben Zahl von Kaffees und Kaffeebroten angelangt. Und dabei hatten sie alle so schmerzlich zurechtgelegte Züge, obzwar sie innerlich recht ruhig waren; aber es macht sich gut so und gehört mit zur Cur, angegriffen auszusehen. Nach acht Tagen ertappte sich Florian selbst auf derartigen Anwandlungen, und nach vierzehn Tagen glaubte er aufrichtig an ein empfindliches Angegriffensein. Von dieser Zeit her rührte eine neue Beschäftigung, welche ihn täglich ernst in Anspruch nahm.

Man stößt da an dem Berghange längs des Teplflusses auf Aufschriften, welche vor mehreren Jahren noch lauteten: „Hier kann man sich wiegen lassen." — Der fortschreitenden Cultur und Sprachwissenschaft entsprechend ist jenes „wiegen" seither in „wägen" um-

gemalt worden. Auch die ehedem schlicht und ohne Dach hingepflanzte Decimalwage von jener rohen kleinen Gestalt, wie man sie bei Dorfkrämern findet, ist einem verwickelten Apparat von ehrfurchtgebietender Größe gewichen. Derselbe prangt jetzt unter einem Dächlein oder in einem feierlich dämmernden, mit Tapeten überzogenen Holzverschlage neben Stühlen, einem Lehnstuhl oder gar einem Sofa. Daselbst überzeugen sich die Curgäste handgreiflich an Gewichtsstücken, ob das Karlsbader Wasser bereits Wunder gewirkt, und ob die Fettschichte über ihren Gedanken und Gefühlen schon merklich abgenommen habe. Es ist ein gediegener und lehrreicher Zeitvertreib für alle gelangweilten dicken Fremden. Aber der ernste Mann, an welchen Florian zufällig dabei gerathen war, sah es durchaus nicht als solchen an; er nahm die Sache nicht so leicht wie seine Concurrenten, bei denen man an eine Art Nichtsthun mit verschämter Bettelei dachte, das jeder sofort auszuüben im Stande ist wie das Drehorgelgeschäft. Er dagegen bekundete bei seinem Wägeverfahren etwas tief Gründliches, Wissenschaftliches; das war eine gewissenhafte Untersuchung, wie wenn ein berühmter Arzt an ein Krankenbett tritt. Es begann langsam mit einem feierlichen Aufsetzen der Augengläser und endete mit dem ernst und nachdrucksvoll ausgesprochenen Urtheile: „Hundertzehn Kilo und fünf Deka!" Bei diesem Ausspruche hatte er auch ganz die Haltung und Miene eines berühmten Diagnostikers, der endgiltig über Tod und Leben abgurtheilt. Es klang wie eine höhere Offenbarung, war unumstößlich und bis auf ein Dekagramm untrüglich. Ganz so wie manche großen Diagnostiker verhehlte und schmeichelte er dabei niemals, sondern sagte dem dicksten Banquier seine Fettziffer mit Marmorruhe ins bleiche Antlitz. Darauf erhielt der Gerichtete einen Zettel in seiner Muttersprache, in dessen gedrucktes Formular der Beherrscher der Wage Datum und Gewicht mit schönen

Ziffern niederschrieb. Auf den ersten Blick hatte er es weg, welchem Volksstamm sein Patient angehöre, und mit zauberhafter Raschheit war das Decimalgewicht seiner Wage in russisches oder norwegisches altes Gewicht umgewandelt. Jedermann bekam auf dem Zettel sein Fett in seinem Landesmaße zugemessen, nachdem der Zettel und der erbetene Name in ein großes Hauptbuch eingetragen worden waren. Der Zettel konnte verloren gehen, die Ziffer vergessen werden — dann wäre der Verlust ohne das Hauptbuch unersetzlich gewesen. Der Mann hütete darum auch dieses Buch wie seinen Augapfel. Es waren ungeheure Massen Menschenfett darin aufgespeichert, und manche Nachfrage in späteren Jahren, mancher interessante Briefwechsel knüpfte sich daran, welcher sein Selbstgefühl noch erhöhte.

Florian, von dem tiefen Ernst der Sache ergriffen, von den blinkenden Augengläsern des Mannes und von dem großen Bleistift hinter dem Ohre verschüchtert, legte jedesmal vor dem Wägen alles ab, was das strenge Urtheil der Wage irgendwie beeinflussen konnte: Uhr sammt schwerer Goldkette und Georgsthaler, Geldtasche, Schlüssel, Taschenmesser und die großen goldenen Manschettenknöpfe. Täglich trat er vor diesen Richterstuhl, täglich brachte er dasselbe Urtheil heim: die Wägezettel wiesen wie die Guldenzettel, welche er für sie hingab, immer ein und dieselbe Ziffer.

In gleicher Weise erging es Jakobäa: bei Florian keine Abnahme, bei ihr keine Zunahme. Aber da stand auf dem Wege unter dem Hirschensprung eine junge Eiche mit üppig grünendem Wipfel. Die hatte einst auf dem Gestein Fuß gefaßt und hatte sich nach und nach mit zäher Kraft und Ausdauer den ganzen Felsen angeeignet. Er war jetzt ein Theil von ihr geworden: die Hauptwurzeln faßten ihn wie eiserne Klammern, die Nebenwurzeln umstrickten ihn von allen Seiten; die feinen Ausläufer krochen in die engste Ritze, schmiegten sich an

jede Erhöhung, umgarnten alle Kanten. Wer den ganzen Baum haben wollte, mußte den Felsen sprengen. Daneben war in die Felswand die Gedenktafel eines armen Kranken eingemauert, darauf die vielen Jahre einzeln verzeichnet standen, in denen er nacheinander die Cur in Karlsbad gebraucht hatte. Die Inschrift unten galt sowohl der Eiche, die den Felsen überwunden hatte, als auch ihm selbst: Beharrlichkeit führt zum Sieg. Dies Sprüchlein sagte sich Jakobäa täglich vor, wenn sie von der Wage stieg.

Dagegen gab es an anderen Orten so manche andere Sprüchlein zu lesen von Beharrlichkeit, Geduld und Hoffnung; aber sie glichen jenem des Doctors von dem „stattlicher werden": es stak nichts dahinter, oder wenn etwas dahinter lag, war es nur traurig. Der Teplfluß bildet unmittelbar am Ende der alten Wiese eine scharfe Krümmung, wo den Bergen noch der Raum für das „Hôtel de Saxe" und für das „Hôtel Pupp" mit seinen Anlagen abgewonnen ist. Gleich darauf tritt der Fuß der Waldhöhe wieder so dicht gegen das linke Ufer heran, daß man ihr nur noch einen Weg für Spaziergänger gewaltsam abringen konnte. An der Felswand, welche dabei in den herandrängenden Berg gehauen worden ist, sind Tafeln und Aufschriften angebracht, darauf zu lesen steht, weshalb, wann, wie oft, mit welchem Erfolge der Stifter die Karlsbader Cur gebraucht hat. Fräulein Nina widmete sich mit großem Vergnügen dem Entziffern dieser Tafeln; das waren nach ihrer Ansicht doch einmal Menschen, die nicht erst auf einen Possendichter, wie es der von ihr vergötterte Nestroy war, warteten, sondern sich lieber gleich selbst mit ihrer Schwäche an den Pranger stellten. Es erschien ihr höchst komisch, wie sie dabei doch selbst das Lächerliche ihres Unternehmens einsahen, wenn sie so der zügellosen Leidenschaft fröhnten, ihre Namen zu verewigen sammt ihren körperlichen Gebrechen; denn jedesmal ward diese

nackte und zugleich häßliche Eitelkeit keusch mit dem Vorwande umschleiert, die Heilkraft der Quellen zu verherrlichen, der hilfereichen Quellennymphe zu danken. Jakobäa's Auge überflog hingegen diese Wand immer mit einem tiefen Ernste, und trotz aller Erinnerungen an Nestroy und seine Witze, die Fräulein Nina unerschöpflich daran knüpfte, konnte sie nie darüber lächeln. Es waren uralte Gedenktafeln darunter, verwischt und halb zerbröckelt, deren Urheber längst vermodert waren. Und Jakobäa dachte, wie seit Jahrhunderten die Menschen, welche hier gewandelt waren, immer andere gewesen, das Leiden jedoch, unberührt vom Wechsel der Menschen und Zeiten, unverändert einherziehe — damals in denen, die seither gestorben, wie heute in allen, die da lebend neben, vor, hinter ihr dahinschritten.

Solche Gedanken vereinigten sich mit ihrer trübseligen Grübelei über ihr eigenes Mißgeschick und tauchten dann wieder hinab, um die Schwermuth ihrer Seele noch mehr zu vertiefen. Dann trieb sie wohl eine verzweifelte Stimmung fort aus dem drängenden Menschengewühl in den dichtesten Wald. Da breiteten sich die mächtigen Buchen mit gewaltigen Wurzeln — und sie stand daneben so schwach und dünn. Dort wieder schossen die leichten schlanken Tannen hoch, immer höher dem Himmel zu — und sie stand so klein, so niedrig unter ihnen in der Waldestiefe. Sie ließ sich auf eine Bank nieder und blickte empor zu den dichten Laubkronen, wo in jedem kleinsten Blättchen die belebenden Kräfte gestaltend und vergrößernd wirkten.

Und eben dieselben Kräfte — sann Jakobäa — waren es, die auch in ihr thätig waren oder doch thätig sein sollten; jedoch von ihrem Walten sah man nichts, gar nichts. Es war, als thäten sie es an und in ihr nur so im Schlafe, lässig eben nur das erhaltend, was da war, und wie es war, aber nichts dazu schaffend, nichts vergrößernd, erhöhend, erweiternd. Eine stumme

schmerzliche Frage stand in dem Blicke, mit welchem sie den Baum anstarrte. Die goldenen Strahlen in seiner Krone waren inzwischen zu einem mattgoldenen Nebel zerflossen, und diesen durchglühte jetzt der Purpur des späten Abends — aber in Jakobäa dämmerte schon längst nächtliches Dunkel, und mitten darin knirschte der eiserne Wille an eiserner Kette.

Dann war die Karlsbader Curzeit um, und man zog heimwärts.

Florian war in Karlsbad der Inhaber von zwanzig Wägzetteln geworden, die gleichlautend waren, und von weiteren zehn, welche je eine Abnahme von etlichen Dekagramm aufwiesen; der letzte zeigte den erhebenden Unterschied von vier Kilogramm gegen den ersten. Das war das Endergebniß seiner Cur; dasselbe erschien ihm so gewichtig, daß er vermeinte, es fehlten ihm bloß die Flügel, um mit seinen übrigen hundertsechs Kilogramm wie eine Schwalbe die Luft zu durchsegeln.

Während Florian vier von hundertzehn subtrahirte, dividirte Fräulein Nina die Gesammtsumme der Karlsbader Ausgaben durch diesen bedeutungsschweren Vierer, um zu berechnen, wie hoch daselbst ein Kilogramm Gewichtsverlust zu stehen komme. Der Quotient gestaltete sich so abschreckend groß, daß die Gute schnell die vier Kilogramm in Deka verwandelte und dann durch die Anzahl der Deka dividirte. Ja, sie stieg in heftigem Reduciren bis zu Gramm herab; aber sie kam zu der Ueberzeugung, daß es ein kostspieliges Unternehmen sei, sogar nur ein Gramm Fettschicht in Karlsbad zu verlieren.

Jakobäa verschwand fast in der Waggonecke. Sie hatte weder zu subtrahiren noch zu dividiren, leider auch nicht zu addiren; sie war nicht schwerer, nicht stattlicher, nicht größer geworden. Aber man hatte immer und überall viel mehr Gewicht gelegt auf die Nachwirkungen als auf die Wirkungen der Cur, und das war doch

noch ein Troſt oder wenigſtens, wie Walther von der Vogelweide ſagt: „Ein kleines Troeſtelin“. Und die Eiche ſammt der Gedenktafel mahnte wieder und wieder: Beharrlichkeit führt zum Sieg.

In Wien entſpann ſich das gewohnte Leben. Endlich war auch die Zeit vorübergeſtrichen, welche die geprieſenen Nachwirkungen der Karlsbader Cur bringen ſollte. Fräulein Nina verſpürte dieſelben zuerſt in unwiderleglicher Weiſe: ſie mußte etwas Goldrente verkaufen, um die Kluft zu überbrücken, welche jene vier Kilogramm in die ſonſt ſo eben verlaufende Finanzgebarung des Hauſes geriſſen hatten. An Florian traten die Nachwirkungen in der Form zu Tage, daß er genau um die koſtbaren verlorenen vier Kilogramm wieder zugenommen hatte. Er ſtellte dies auf ſeiner eigenen Decimalwage feſt und ließ es ſich noch am ſelben Tage auf den Wagen zweier Kaufleute in der Nachbarſchaft beſtätigen.

An Jakobäa zeigten ſich die Nachwirkungen nicht äußerlich. Selbſt dieſes „Troeſtelin“ ging ihr verloren; ſie war auch hinterdrein nicht „ſtattlicher“ geworden. So kam es, daß ſich dieſelben dafür innerlich bemerkbar machten. Ihr Weſen vertiefte ſich von dieſer Zeit an zu einer beſtändigen ſtillen Schwermuth. Man merkte, wie ſie ſich gewaltſam aufſtacheln mußte, um an den Vorgängen und Reden um ſich her überhaupt einen Antheil zu nehmen. Jene Hoffnungsfreudigkeit, welche ſich ehedem hie und da in heftigen Ergießungen Luft gemacht hatte, war nun ganz verſiegt. Selbſt das Intereſſe an der künſtleriſchen Umwandlung des herrlichen großen Menſchen war auf einmal ſpurlos verſickert wie ein Wüſtenquell im Sande.

Und doch hätte ſie eben jetzt triftige Urſache gehabt, ſich ihrer Erfolge zu freuen. Der gutmüthige Florian nahm ſich das trübſelige theilnahmsloſe Dahinſtarren Jakobäa's ernſtlich zu Herzen und that nun

manches aus eigenem Antriebe, wozu ihn früher selbst Jakobäa nicht hatte bewegen können. Der Ohrring war verschwunden; die starren Stoppeln auf seinem Haupte hatten sich zu blonden Locken ausgewachsen; der Bart war wohl gepflegt und an den Enden genau so flockig gekräuselt, wie Florian dies auf einem Selbstporträt von Rubens gesehen hatte. Die Löckchen unter dem Künstlerhut, der kecklich nur so darüber hingeworfen war, schwankten bei jedem Schritte; die Bartspitzen vibrirten leise, die Halstuchenden flatterten wie Fähnlein, der Flaus warf nachlässig großartige Falten. Aber es fruchtete nichts. Jakobäa ließ sich hiedurch weder begeistern noch rühren, noch auch fand sie ein Wort der Anerkennung dafür. Er setzte sich dicht vor sie hin in das volle Licht, er schritt sehr langsam vor ihr auf und ab — sie schien es gar nicht zu bemerken. Und sie mit einem Scherzwort wie ehedem anzureden, um sie aufmerksam zu machen, das wagte er jetzt nicht mehr; es war in neuerer Zeit etwas Unnahbares an ihr, was ihm hiezu alle Lust benahm.

Eines Tages faßte er sich endlich ein Herz, stellte sich knapp vor sie hin und sagte: „Fräulein Aea, brauchen Sie mich denn jetzt gar nicht mehr? Ich meine, des Stichwortes halber . . . wenn es Ihnen recht ist, so lerne ich den Ingomar auswendig. Etwas kann ich schon."

Er steckte die rechte Hand in die Weste, so daß sie gerade über das aufgeregt klopfende Herz zu liegen kam, und stellte den linken Fuß beträchtlich vor. Dann begann er zu declamiren.

Es war dieselbe Art kindlichen Fibelrecitirens wie damals; nur klang das Hochdeutsche jetzt etwas selbstbewußter und noch gespreizter. Vergebens wartete er darauf, daß sie wieder sagen würde: „Mein Gott, was wären Sie für ein wunderbarer Herodes . . . u. s. w."

Sie hörte zerstreut zu und unterbrach ihn plötzlich ganz kühl: „Aber, Herr Haushuber, wozu denn diese

große unnütze Mühe? Das Auswendiglernen ist ja ganz überflüssig, das Lesen würde da vollständig genügen. Aber auch dafür muß ich Ihnen herzlich danken, ich studire derzeit andere Dinge."

Fräulein Nina saß ganz erstarrt da und blickte regungslos gegen Himmel, wo wieder einmal Monsieur Demarre verwundert niederblickte. Dann stand sie mit Mühe auf, sank aber sogleich wieder auf den Stuhl zurück, weil die Knie unter ihr zusammenknickten und die Füße den Dienst versagten. Endlich erhob sie sich mit einem gewaltsamen Rucke, schlich in die Küche hinaus und betrachtete dort eine kupferne Gugelhupfform mit einem Interesse, als ob sie dergleichen noch nie gesehen hätte und der Zweck dieses seltsamen Apparates in der Schöpfung ihr ganz unerfindlich wäre. Schließlich löste sich die Spannung in den Worten: „Den Ingomar auswendig! Der Florian! — Ganz wie der arme selige Monsieur Demarre, welcher am Ende auch ein französisches Gedicht mir auswendig vordeclamirte, als ihm das Herz schon zu voll war! Der Mensch erlebt viel, wenn er alt wird. Du guter Gott, der arme Junge ist ja zum Sterben verliebt!"

Das war Florian auch in der That; aber er selbst wußte nichts davon, und für Andere merkbar wurde es erst, seit sich Jakobäa nicht mehr um ihn kümmerte. Da er unmittelbar durch seine Persönlichkeit ihr auch nicht das unbedeutendste Zeichen von Theilnahme entlocken konnte, so gerieth er auf den Gedanken, daß er dies vielleicht mittelbar durch seine Kunstwerke erreichen könne. Seitdem hockte er wie angekettet im Atelier und malte an einer Landschaft. Es war die Eiche unter dem Hirschensprung in Karlsbad sammt der Bank in ihrem Schattenbereiche, dem Lieblingsplätzchen Jakobäa's. Vorher hatte sich das Unerhörte ereignet, daß Florian eine Reise auf das Land antrat; dort hatte er sich in Begleitung eines Waldhegers in die Wälder hineingewagt,

um sich ein entsprechendes Modell persönlich zu suchen. Der so mühselig gefundene und theuer erkaufte junge Eichenbaum ward dann bei Nacht und Herbstnebel aus einem Fuhrwerk geheimnißvoll in das Atelier emporgeschmuggelt. Beim Morgengrauen saß Florian bereits vor seinem Modell und begann es zu copiren. Jede feine Unebenheit, jeder Riß, jede Rauheit der Rinde wurde mit verzweifeltem Ringen nach Treue zur Geltung gebracht, jede winzige Ausschürfung deutlich und bestimmt angegeben, als ob er mit einem Vergrößerungsglase vor den Augen dasäße. Die kleinsten Knötchen und Anschwellungen der Aeste wurden haarscharf wiedergegeben, jedes Zweiglein des Hintergrundes bis in das feinste Detail abgemalt, wie es ein Durchschnittsauge nur mit einem Opernglas wahrnehmen kann. Die Blätter wurden abgezählt, und jegliches Blatt war ein Porträt. Das Ganze war getreuer als eine Photographie, und Florian hätte damit auch nie ein Ende gefunden, wenn nicht der Baum in der Temperatur des Ateliers welk geworden wäre. So sah schließlich die Krone auf dem Bilde wohl ziemlich gelichtet aus, aber die Wurzeln umfaßten und umklammerten gleichwohl, wie bei dem Karlsbader Urbild, den Felsen, welcher ebenfalls mit den unwesentlichsten Einzelnheiten nachgeahmt erschien. Unten auf dem Wege vor der Bank lagen drei wohlporträtirte Kieselsteine und ringsherum in erstaunlicher Nachbildung der Natur der Sand und die zerkrümelte Erde. An der Felswand glänzte die Tafel mit der Inschrift: Beharrlichkeit führt zum Sieg!

Als er fertig war und Jakobäa das Bild schenkte, da fing sie plötzlich zu weinen an und drückte ihm schluchzend die Hand.

„Aber . . . Fräulein Aea . . .?" rief er ganz bestürzt.

„Dank, tausend Dank, Herr Haushuber! Sie sind so gut gegen mich! Sie wissen ja nicht . . ." und dabei wandte sie sich und eilte hinaus.

Nein, er wußte wirklich nicht und blickte ihr verstört nach. Aber er besaß einen unerschöpflichen Grundstock von Zähigkeit, die sich nicht abschrecken ließ. Den ganzen Winter hindurch malte er nichts mehr; wenn man ihn nach seinen Arbeiten fragte, murmelte er etwas von Cartons. Als die ersten Frühlingstage hereinzogen, ließ er ein Gerüst um sein Haus schlagen und kroch dann langsam hinauf. Bange knarrte die Leiter unter der wuchtvollen Last, aber er machte sich nichts daraus; er kam sich vor wie Michel Angelo, der zu der Wand der Sixtina emporklettert, oder wie Tizian an der Hausfront des Fondaco dei Tedeschi in Venedig. Und nun malte er die Wände vom Dach bis an den Erdboden voll, zwar nicht al fresco, wie jene zwei großen Vorbilder, sondern in Oelfarben, aber erstaunlich rasch nach den im Winter ausgeführten geheimnißvollen Cartons.

Als das Gerüst beseitigt worden war, sah man zu unterst die allegorischen Figuren des Fleißes, der Sparsamkeit, der Häuslichkeit prangen, darüber die neun Musen, oben die Medaillonbildnisse von Dürer, Raphael, Lionardo, Corregio, Tizian, Rubens. Dazwischen spreizte sich ein offener Riesenfächer, auf dessen einzelnen Theilen die Werke, die Florian bisher geschaffen, zu sehen waren: ein Trafiktürke, ein schön frisirter Herrenkopf, ein Löwe mit dem Kerzenbündel, ein blauer Adler u. s. w. Die eine freie Seitenwand füllten Buchstaben jeglicher Schriftart, Größe und Farbe, bald stramm wie Soldaten nebeneinander in Reih und Glied marschirend, bald wie Betrunkene durcheinander taumelnd, während ein Apollo sie von oben wehmüthig betrachtete.

Die ganze Vorstadt unternahm an Sonn- und Feiertagen mit Kind und Kegel förmliche Wallfahrten zu dem Haushuberhause. Wenn sich gegen Abend der staunende Haufen verlaufen hatte, ging Florian hinunter. Aber er schöpfte nicht mehr wie ehedem unter seiner Hausthür Luft, sondern durchschritt die Gasse und lehnte sich

an die Ecke des gegenüberstehenden Hauses. Dort schaute er zu seinem Werk empor und zupfte sich dabei aus alter Gewohnheit an dem linken Ohre, obzwar der Ohrring längst beseitigt und das Löchlein im Läppchen schon verwachsen war.

Es hauste in der Nachbarschaft ein demokratischer Schuster, welcher kecklich die Behauptung aufstellte, daß die Köpfe in den Medaillons Caricaturen der Minister seien. Es gab ferner bösartige Naturen, welche versicherten, Apollo sehe ganz wie eine Vogelscheuche aus, die Allegorien seien eine wohlbezahlte Reclame für die Pfefferkuchenmännlein des benachbarten Lebzelters, und unter den neun Musen fänden sich acht Porträts der Damenkapelle im nächsten Kaffeehaus vor. Jene neunte Muse, welche nach Abrechnung der acht Porträts der Damenkapelle übrigblieb, trug in einer Hand die tragische Larve, in der anderen einen Dolch und stand auf einem so hohen Kothurn, daß sie, obzwar kleiner als ihre Schwestern, dieselben doch überragte. Diese neunte Muse kannten bloß die nächsten Nachbarn, welche das Urbild täglich mit der Mappe unter dem Arm durch das Thor des Haushuberhauses aus- und einschlüpfen sahen.

Jakobäa hatte alle die Herrlichkeiten einmal angesehen und seither nicht wieder: jene Melpomene hatte ihr ebenso die Thränen in die Augen getrieben wie das Bildchen der beharrlichen Eiche. Kopfschüttelnd blickte ihr Florian nach, wenn sie gesenkten Hauptes dahinging, und sagte sich ihre Worte vor: „Sie wissen ja nicht...!"

Nein, er wußte nicht, daß Theateragenten, Directoren, Intendanten den zweiten Jahrgang der Schauspielschule besucht hatten, wo sie alljährlich gleich den Schwalben im Frühling wiederkehren. Es gilt, sich bei Zeiten eines hervorstechenden oder für den Augenblick eben nothwendigen Talentes zu bemächtigen. Dabei war der Mehrzahl von Jakobäa's Genossinnen bereits die nächste Zukunft gesichert worden; sie selbst staunte man

an, man pries ihre Begabung, ihr außerordentliches Darstellungsvermögen, jedoch selbst von dem unbedeutendsten Provinzstädtchen erhielt sie keinen Antrag.

Der Frühling war vorübergegangen, die heiße Zeit kam und mit ihr die heiße Zeit der Prüfungen. Jakobäa errang dabei in allen Haupt- und Nebenfächern die Note „ausgezeichnet". Sie zählte in Folge dessen zu den wenigen, welche sich um einen Preis bewerben durften.

Das gegenseitige Verhältniß der auserlesenen Zöglinge, welche zu diesem „Concurse für dramatische Darstellung" zugelassen werden, ist in der Regel ein sehr gespanntes und gestaltet sich desto gereizter, je näher der Zeitpunkt der Entscheidung heranrückt. Der Kampf um das Dasein wird hier zum Kampf um die Rolle. So viele Mädchen da sind, so viele wollen das Gretchen spielen; jeder der jungen Männer will Faust sein. Es ist eine schwere Zeit für die Professoren, und dreifach gepanzert muß die Brust des Directors der Anstalt sein: es wird zart oder deutlich angespielt, geschmeichelt, gefleht, gebeten, geweint, geschluchzt; es werden alte Onkel und noch ältere Großväter als Fürbitter aus Rumpelkammern hervorgezerrt — Kinder wimmern, Mütter irren! Ja, man zieht es sogar vor, gänzlich auszutreten, als in einer unbedeutenderen Rolle das vermeintliche Licht unter den Scheffel zu stellen. Dabei lehrt eine alte und jedes Jahr neu bewährte Erfahrung, daß dieser hartnäckige Kampf regelmäßig einer Rolle gilt, welche für den betreffenden Zögling am wenigsten taugt. Endlich beschließt all dies nervenaufzehrende Ringen die Preisbewerbung in einer öffentlichen Vorstellung. Neben dem Publicum, das sich für die Sache interessirt, findet sich zu solchen Concursvorstellungen auch ein merkwürdiges Häuflein zusammen, welches nur der Personen wegen da ist. Dasselbe bildet sich freiwillig oder gezwungen aus den Verwandten der Zöglinge und aus den Verwandten dieser Verwandten in ungezählten Seitenlinien. Ja, Cousins

und Couſinen, deren Vorhandenſein und Zweck auf dieſer Erde ſonſt gar nicht in Betracht gekommen iſt, gewinnen hier eine gewiſſe Berechtigung für ihr Daſein und einen Lebensberuf. Alles das hat nun, wie jener Römerlegat in der Mantelfalte, Krieg und Frieden im Salonrock oder im Seidenkleid beiſammen: Frieden für die Ihrigen, Krieg für die Anderen, unbarmherzige Härte gegen fremdes Blut, zerfließende Nachſicht für das ihre.

Als Jakobäa auftrat, da war es ganz wie bei jener Talentprüfung: erſt das Lächeln auf allen Geſichtern, das Kopfſchütteln, Achſelzucken, ja ſelbſt das Wort von der „Kinderkomödie“ und die „zu ſtarke Zumuthung“ blieben nicht aus. Dann dasſelbe Verſtummen, Starren, Hangen und Bangen, und endlich das Mitgeriſſenwerden trotz Couſin und Couſine, Tante, Onkel und Schwager. Jakobäa ward einſtimmig der erſte Preis zuerkannt; außerdem erhielt ſie die höchſte Auszeichnung, welche das Wiener Conſervatorium zu vergeben hat, die ſilberne Medaille.

Die Anderen zogen dann mit ihren zweiten Preiſen oder ohne Preiſe nach Berlin, Dresden, Hannover, oder auch nach Iglau, Hollabrunn und Mödling. Jakobäa allein blieb in Wien und ſaß mit ihrem erſten Preis und der ſilbernen Medaille daheim in ihrem Stübchen. Man ſuchte ihr von ſeiten des Conſervatoriums unter die Arme zu greifen. Sie ſollte trotz ihrer ausgezeichneten Studien noch ein Jahr im Conſervatorium verbleiben; man wollte den Verſuch machen, ſie in andere Rollen zu drängen. Vielleicht war ſpäterhin, wenn ſie doch noch ein wenig wuchs, eher eine Thätigkeit auf der Bühne für ſie denkbar, etwa als naiver Backfiſch oder als halbflügges ſchnippiſches Kammerkätzchen. Aber es war umſonſt: es ſtak nur eine Klangfarbe in ihrem Organ, nur eine Darſtellungsform in ihrem Weſen — die tragiſche. Der Verſuch zum Gegentheile machte ſich gerade ſo, als ob man einen im Gewölke kreiſenden Adler hätte

ſo zähmen wollen, daß er als niedliche Bachſtelze mit Trillern, Schwirren, Balanciren ſchnippiſch oder kokett an Vergißmeinnichtufern hin- und hertripple. Dann tauchte von der Seite eines Gönners und Förderers der Vorſchlag auf, ihr ein Wartegehalt auszuſetzen, damit man ſie nach einigen Jahren, wenn ſie geſetzter geworden wäre und an pädagogiſchem Anſehen gewonnen hätte, als Vortragsmeiſterin, als Lehrerin des dramatiſchen Vortrages für die weiblichen Zöglinge anſtelle. Es war dies eine Neuerung; aber alle maßgebenden Perſönlichkeiten ſprachen ſich ſofort einſtimmig dafür aus in Anbetracht dieſer genialen Begabung, um die es jammerſchade wäre, wenn ſie gänzlich brachliegen ſollte. So konnte ſie, gleichſam als Pfropfreis auf geringeres Gewächs gepflanzt, doch wenigſtens an Anderen eine veredelte Frucht hervorbringen. Aber Jakobäa wollte davon nichts hören; ſie mochte ſich nicht binden: noch war nicht jede Hoffnung in ihr erſtorben. Sie ſchickte ihre Conſervatoriumszeugniſſe und ihr Diplom an den Director des Theaters in Baden bei Wien. Sie wußte, daß er ſie nicht ſpielen laſſen würde, wenn ſie ſich perſönlich vorſtellen würde; aber die Feder in der Hand gibt wie der Säbel auch dem Verzagten Muth.

Die Antwort kam telegraphiſch und lautete: „Heute noch kommen, ſpielen, Tragödin erkrankt, Director.“

Jakobäa fuhr ſogleich nach Baden. Als der Director ſie ſah, bekam er bei ſeiner ohnedies verzweifelten Stimmung Luſt, in die weite Welt davonzulaufen. Aber die Mittagszeit war vorüber, das Auftreten des Gaſtes bereits angezeigt; es ließ ſich nichts mehr ändern — er ließ dem Verhängniß freien Lauf.

Am nächſten Morgen redete man in ſämmtlichen Schwefelwaſſerbädern und Kaffeehäuſern Badens von dem geſtrigen Theaterſcandal. Ueber die Rückſichtsloſigkeit des Directors gab es nur eine Stimme: ein kleines Mädchen, das vielleicht in einigen Kinderkomödien mit-

gewirkt, dem Badener Curpublicum als Gast in einer Hauptrolle vorzuführen und überdies eine Claque dafür zu bezahlen, daß sie jedes Zeichen des Mißfallens mit Thätlichkeiten verstummen mache — es war unerhört!

Diese sofort in Thätlichkeiten ausartende Claque bestand aus Herrn Florian Haushuber, welcher dreißig Minuten nach Jakobäa vom Südbahnhof nach Baden gefahren war, obzwar sich dieselbe die Begleitung von Fräulein und Herrn Haushuber dringend verbeten hatte. Aber den früher so ruhigen Florian quälte eine seltsame Unruhe, die ihn jetzt regelmäßig hinter Jakobäa einhertrieb, so oft sie ausging. Im Sommertheater des Badener Curparkes hatte er sich, um von Jakobäa nicht bemerkt zu werden, auf die Galerie gestellt. Er hatte überlaut bei Jakobäa's Auftreten applaudirt und war in der That handgreiflich geworden, als Gelächter, Zischen und Stampfen gegen den Gast losbrach. Wie der Applaus mit so wuchtigen Händen etwas besonders Nachdrucksvolles hatte, so auch die Thätlichkeiten; er dagegen bedauerte bloß, daß er seinen Ingrimm nur den nächsten Nachbarn zu kosten geben und nicht mit einer Riesenhand diesem ganzen Publicum auf einmal einen einzigen ungeheueren Backenstreich verabreichen konnte. Das Haus mit den neun Musen blieb eine Nacht und einen Tag lang seines Herrn beraubt; dieser war in Baden sehr beschäftigt und konnte nicht abkommen. Denn das Publicum war höchst entrüstet, und Polizei und Bezirksgericht waren deshalb höchst neugierig geworden. Am zweiten Tage gelangte von Baden ein Telegramm an Fräulein Nina, worauf von dieser sofort eine telegraphische Geldanweisung an Herrn Florian Haushuber in Baden erging; darauf erlebte die Strafgelderabtheilung der Badener Armencasse eine ansehnliche Bereicherung, und Herr Haushuber durfte heimkehren. Fräulein Nina empfing ihn wie einen siegreichen Helden, der seinen Triumphzug hält, und Jakobäa stand harrend an der

Thürschwelle, um ihm die Hand zu drücken. Sie war bleich wie nie; dunkle Ringe umschatteten ihre Augen. Florian wurde ganz roth bei ihrem Händedruck und ging eilig in sein Atelier.

Dort lag ein Haufen inzwischen angelangter Briefe aufgestapelt. Er sah sich das ganze Päckchen bloß von oben hin mit einem verächtlichen Blick an — wußte er doch, was darin stand. Er war in der neuesten Zeit eine Art künstlerischen Beirathes des ganzen Stadtviertels geworden; seitdem er sich mit Künstlerhut und Flaus, mit flatternden Halstuchzipfeln und Locken in den Straßen zeigte, galt er als ein Universalgenie, wie etwa Lionardo oder Michel Angelo, der Mann mit den vier Seelen. Die krausesten Bestellungen kamen ihm in Folge dessen von selbst hereingeweht. Endlich riß er doch den ersten Brief auf; der reichste Selcher des Viertels bestellte für sein Auslagefenster wörtlich: „Ein Donauweibchen, ganz so wie das im Stadtparke von Hans Gasser, aber in Schweinefett auszuführen." — In dem zweiten Brief forderte ein Zuckerbäcker eine Gefrorenesform für den Kopf der Lucca, indem er unter anderem erwähnte: „. . . man ißt das reizende Näschen, dann — kurz es soll die Lucca sein, wie sie auch sonst ist: zum Aufessen herzig, nur hier buchstäblich. Das ist einmal eine Aufgabe für Sie, Herr Haushuber . . ."

Nein, der Mann des Zuckers täuschte sich wie der Mann des Fettes: das waren keine Aufgaben mehr für Herrn Florian Haushuber, so wenig wie alle ähnlichen Roheiten und Greuel eines verirrten oder verkommenen Geschmackes – wenn sie es auch einmal gewesen waren. Von heute an nicht mehr!

Er packte plötzlich alle übrigen noch uneröffneten Briefe mit einem Griff, knüllte sie mit einem zweiten zusammen und warf sie in den Ofen. Als er dabei an den Fuß der Staffelei gerieth, schleuderte er ihn fort, so daß sie sammt dem Bilde mit dröhnendem Gepolter

hinfiel. Dann warf er sich in den Lehnstuhl und stieß mit dem Fuße verächtlich alles weit von sich, was da unten in dessen Bereiche lag.

„Kunst!“ brummte er ingrimmig. „Gerümpel, ja! Diese Maulaffen in Baden! Wie sie blökten und zischten ... eine Heerde von Schafen und Gänsen! Und das will etwas von Kunst verstehen! Das will die Aea begreifen! Vor dergleichen soll sich die Aea jeden Abend hinstellen, um sich begaffen, mustern, bekritteln, bespötteln zu lassen? Aber ich, freilich ich gelte diesen Heerden für einen Künstler. Ich! ... es wäre ja ungeheuer lächerlich, wenn es nicht so erbärmlich dumm wäre, und wenn ich mich nicht selbst dafür gehalten hätte. Natürlich! Weil ich mit Flaus und Schattenspenderhut herumgerannt bin wie ein rechter Narr, darum bin ich ein Künstler ... nun ja, ganz so, wie die Holzpuppe mit dem Wachskopf in dem Ladenfenster einer Kleiderhandlung ein Mensch ist. Was ich da auf mein Haus hingeklecksst habe, das ist für sie Kunst, das bewundern diese Schwachköpfe ... nun ja, wie oft stellte ich mich dort gegenüber hin und habe es selber mit angestaunt ... natürlich, weil ich just so viel von der wahren Kunst verstehe, weiß und kann wie die Anderen. Da haben sie freilich die Aea als Melpomene nicht ausgezischt, sondern mit offenen Mäulern diese jämmerliche Caricatur angestaunt, die ich an die Wand geschmiert habe ... ich auch, ich bin ja förmlich auf mein Werk stolz gewesen! Es ist mir gerade, als ob ich diese Zeit über betrunken oder verrückt gewesen wäre! Vielleicht ganz hirnlos!“

Er sprang auf und begann in dem Atelier alles klein zu schlagen. Er that das mit einer gewissen wohlbedachten Ruhe, ohne Uebereilung und nach einer strengen Ordnung: es blieb auch nicht ein Gegenstand ganz oder heil.

Fräulein Nina stand in der Thür und rang die Hände, aber sie wagte sich nicht hinein. Dergleichen

hatte man an dem friedlichen, ſtillen, beharrlich lächelnden Florian nie erlebt; es wäre ihr auch ganz undenkbar erſchienen, wenn ſie es nicht mit eigenen Augen geſehen hätte. Das war offenbar eine entſetzliche Kriſe: entweder nachtwandelte er, oder er befand ſich in einem Delirium, oder war tobſüchtig. Sie ſchickte ſogleich nach dem Hausarzt, welcher jedoch in dieſem Augenblicke leider nicht daheim war.

Als Florian mit ſeinem großen Zerſtörungswerke fertig war, warf er den Flaus ab und ſchürzte die Hemdärmel hinauf wie in den guten alten Zeiten, da er noch kein Kunſtmaler war. Hierauf riß er einen Rieſentopf aus dem Kaſten hervor, und alsbald entwickelte ſich ein eifriges haſtiges Schaffen, ein Herbeiholen, Hineinſchütten, Uebergießen, Umrühren, ſchließlich ein endloſes Durchwühlen und Stampfen, als ob er buttern würde. Als er einmal anhielt, um ſich den Schweiß von der Stirn zu wiſchen, ſtand Fräulein Nina vor ihm.

„Was machſt Du denn da, Florian?“ ſagte ſie in jenem behutſam ſanften Tone, in dem man ſchwer Erkrankte mit reizbaren Nerven anredet.

„Aſchgraue Oelfarbe.“

„So viel? Wozu denn ſo ſchrecklich viel, Florian?“

„Für unſer Haus. Morgen wird es angeſtrichen.“

„Was? Die ſchönen Malereien . . .“

„Werden morgen aſchgrau überſtrichen. Ja, Tante, morgen, und grau, aſch — grau, wie es ſich für einen Bürger und Schildermaler ſchickt.“

Fräulein Nina zog ſich entſetzt aus den Trümmern des Ateliers zurück; der Ton, in welchem Florian redete, war ſo nachdrücklich, daß er nicht einmal den Gedanken an eine Widerrede aufkommen ließ. Man hatte ihr den armen Jungen in Baden umgetauſcht: ein Lamm hatte ſie aus ihrer Obhut entlaſſen, ein Tiger war heimgekehrt.

Florian aber wühlte und rührte unverdroſſen weiter; er ſtampfte alle ſeine aſchgrauen Gedanken in das Aſchgrau des Rieſentopfes hinein. Dann blickte er mit Befriedigung auf die abſchreckende Farbe, die er endlich zu Stande gebracht hatte, und auf den Greuel der Verwüſtung, welchen er um ſich geſchaffen. Hiedurch einigermaßen beſänftigt, rückte er ſeinen Lehnſtuhl, dem jetzt eine Armlehne fehlte, zum Fenſter und riß dasſelbe auf, um Luft zu ſchöpfen und ſich von der wackeren Arbeit abzukühlen. Er zündete eine Cigarre an und blickte den Rauchwölklein nach. Sie waren grau — das that ihm wohl; der Rauch aus dem Schornſtein gegenüber war gleichfalls grau — das ſtimmte ihn milder: eine bunte Farbe hätte ihn heute zu einer argen Gewaltthat reizen können. Ein Raſcheln ließ ihn aufblicken — es war ein Blatt Papier, das auf dem Fenſterbrett oder auf einem der jetzt zertrümmerten Möbel gelegen hatte und jetzt von dem Luftzuge des offenen Fenſters über die Dielen hingeweht wurde. Florian erhaſchte es und las:

„Du warſt mir werth
Und biſt es noch und wirſt mir's immer ſein,
Gleich einem lieben Reiſ'genoſſen, den
Auf kurzer Ueberfahrt des Zufalls Laune
In unſern Nachen führte, bis das Ziel erreicht
Und ſcheidend jeder wandelt ſeinen Pfad ..."

Grillparzer's „Sappho".

Es war Jakobäa's Handſchrift, und Florian konnte nicht begreifen, wie das Blatt in das Atelier gerathen war. Er legte die Verſe vor ſich auf das Fenſterbrett, blickte abwechſelnd in dieſelben und hinaus nach den grauen Rauchwölkchen. — „Und ſcheidend jeder wandelt ſeinen Pfad ..." las er noch einmal — wozu ſie das abgeſchrieben haben mochte?

Jakobäa war auf ihr Zimmer gegangen. Sie ſchien bloß auf Florian gewartet zu haben, um ihm zu danken, ehe ſie ausging; denn Jacke, Hut und Handſchuhe lagen

vorbereitet da. Sie zog sich rasch an, ein jähes Beben durchzuckte dabei den zarten Körper.

So mögen in dem Berge des Aeolos die Stürme wild die Pforten schütteln, an den Wänden nagen und den allzu engen Raum aufzubrechen drohen . . . Dann öffnet wohl der Vater eines der Thore den ungestümen Drängern, daß sie sich austoben. Eine Pforte war auch Jakobäa's stürmischer Künstlerseele aufgethan worden, breit und lichtumstrahlt, sich hinauszuschwingen in die Höhen und Weiten. Aber als sie sich zu ihr hindrängte, schrumpfte das weite Thor zum Pförtlein zusammen und zuletzt, sobald sie dicht davor stand, zur engen Ritze. Und da sie sich durch diese hinauszwängen wollte, war auch der letzte schmale Lichtstreifen geschwunden, weil sich jener dünne Spalt gleichfalls zugethan hatte. Sie stand wieder da, von dem knappen Raume der eigenen Körperlichkeit umschlossen, vor der Pforte, die sich nicht mehr öffnen wollte.

So ging sie denn hin, dieselbe zu sprengen. Sie ging daran wie zu einem nothwendigen und unaufschiebbaren Vorhaben, ohne Zögern, ruhig, sicher. Sie hielt nicht einmal an, um sich erst von der Brücke ihr nasses Grab anzusehen. Sie rang auch nicht mit dem Elemente; eine einzige Welle genügte, und der Körper sank augenblicklich unter, als habe der alte Wassernix nur darauf gelauert, um nach ihr zu langen — aber es war bloß die eigene Seele, welche den Leib niederzwang und in der Tiefe festhielt. Dies alles war so ohne Hilferuf, Ringen, Todesschrei abgegangen, daß die Neugierigen ganz enttäuscht waren. Es waren Leute darunter, die beständig an den Geländern des Donaucanales oder auf den Brücken herumlungern und geradezu als Fachmänner bei Beurtheilung solcher Selbstmorde gelten können, welche in der Großstadt sich nur allzu häufig ereignen; aber sie erklärten, einen so raschen und farblosen Vorgang noch nie beobachtet zu haben.

Ebenso rasch und schlicht gestaltete sich das nun folgende Nachspiel: ein großer starker Mann stürzte in das Wasser nach und tauchte hinab. Auch das bot den Maulaffen und Nichtsthuern an dem Brückengeländer keinerlei Erregung und nicht die mindeste Spannung. Man wußte recht gut, welch ein Schwimmer der wohlbekannte Hausbesitzer und Maler Haushuber war, und wie er es ruhig und fast geringschätzig mit der gewaltigen Strömung der großen Donau aufgenommen hatte — und jetzt hier dieser lächerliche Wasserfaden des Donaucanales! Man hatte ihn bei seinen sommerlichen Schwimmkünsteleien mit Erfolg nach winzigen Kieseln und Kreuzern tauchen sehen — und hier galt es, einen ganzen Menschen aufzufinden! In der That, er hatte sie auch bald aus der Tiefe gefischt und trug sie dann wie ein Kind an das Ufer und in die nächste Rettungsanstalt.

Ein Arzt war in der Rettungsanstalt augenblicklich zur Stelle, die Wiederbelebungsversuche zeigten sich erfolgreich; Jakobäa schlug die Augen auf und blickte erstaunt um sich. Dann führte man sie in ihre Wohnung. Fräulein Nina setzte sich auf den Rand ihres Bettes und blickte die nun Schlummernde mit feuchten Augen an. Sie war zu Tode erschreckt und zugleich schmerzlich gekränkt. Monsieur Demarre im Himmel und sämmtliche Theater auf Erden waren ihr durch den unglückseligen Schritt dieses Kindes, das sie wie eine Mutter behütet hatte, verleidet worden.

Florian hatte vorhin, am offenen Fenster sitzend, den Schritt Jakobäa's gehört, als sie fortgegangen war. Rasch hatte er den Rock umgeworfen und war ihr in der unerklärlichen Unruhe, welche ihn jetzt immer hinter ihr hertrieb, auf dem Fuße gefolgt. So war es möglich geworden, daß er sie retten konnte. Als er daheim die Tragbahre ihrer leichten Last entledigt, die Träger entlohnt und die Tante mit wenigen barschen Worten von

dem Vorgefallenen unterrichtet hatte, schlug er die Thür hinter sich zu, daß das ehrsame Bürgerhaus von oben bis unten erdröhnte. Nachdem er trockene Kleider angezogen, kam er herüber. Die Tante ging sogleich hinaus, um — wie sie sagte — Thee zu kochen, eigentlich aber, um Florian allein zu lassen. Es war zum erstenmale, daß er Jakobäa's kleines Stübchen betrat. Sie schlummerte noch; er setzte sich an ihr Bett und sah sie an.

Da lag sie nun, schmal, zart, klein, die arme Hülle, welche den stürmenden Geist beengt und gequält hatte, bis er sie abwarf und hinschleuderte. Das lange Haar war aufgelöst und schlängelte sich an der Gestalt hinab; es wäre überlang gewesen für ein sehr großes Mädchen. Das Antlitz lag auf dem Kissen, wie ein großes Buch der Schmerzen aufgeschlagen, niedergeschrieben in jener Sprache und Schrift, die jedem Erdgeborenen wohlbekannt und verständlich ist: da waren die abgehärmten blassen Wangen, die bleichen Lippen mit dem wehen Zucken um die Mundwinkel, die tiefdunklen Schatten unter den Augen, die eingesunkenen Schläfen, die senkrechte Furche an der kreideweißen Stirn mit den eng zusammengerückten Augenbrauen.

Florian las lange nachdenklich in diesem offenen Buche. Dann hielt er Umschau in dem Raume, der ihm ganz fremd war. Auf dem Tische lag die giftgeschwollene Besprechung ihres Auftretens in Baden und dicht daneben Grillparzer's „Sappho".

Auf dem Boden stak Jakobäa's offenes Federmesser mit der Spitze in der Diele zunächst der Thür festgebohrt. Florian schlich auf den Fußspitzen hin, um es aufzuheben; indem er sich dabei emporrichtete, blieb sein Auge an dem Thürpfosten haften. Dort war noch ein zweites Buch aufgeschlagen, welches jenes Schmerzensbuch ihres Antlitzes ergänzte und erläuterte. Dies Document war ein graugelber Thürpfosten, daran mit dem Messer

wagrechte Strichlein eingeritzt waren, jegliches mit einem Datum versehen. Es war das Kerbholz, welches sich die arme Seele für das Wachsthum des Leibes angelegt hatte. Aber es war kaum eine Entwickelungsgeschichte, sondern eher die Schilderung eines Stillstandes mit leisen Schwankungen, die anschauliche Darstellung eines chronischen Leidens. Ein Strich zog sich haarscharf über dem anderen, zuweilen auch ein zweitesmal verzeichnet gerade auf dem anderen, so daß beide zusammen bloß einen Ritz bildeten, der nur doppelt tief und etwas breiter war. Ein einzigesmal zeigte sich ein merklicher Fortschritt; er begann unmittelbar nach dem Datum: „19. September". Das war der Tag, da sie in das Conservatorium aufgenommen worden war: die Aussicht, ihr Ziel erreichen zu können, hatte sie von innen herausgehoben, gehöht. Sie hatte nun nach einem festen Punkte auszuschauen, sowie der Wanderer sich streckt, um nach dem Pilgerziel Ausschau zu halten, das in der Ferne emportaucht. Dann aber war es wieder damit vorbei. Zu höchst glänzte ein grauer Bleistiftstrich, der einzige unter allen den weißen Messerritzen. Neben ihm stand auch kein Datum, sondern ein Ausrufungszeichen. Ein Befehl also, ein Gelübde: bis hierher hatte sie sich vorgenommen zu wachsen. Ich muß! hatte sie zu sich selbst gesagt und ein Ausrufungszeichen daneben hingestellt — kein Fragezeichen, kein „ob", kein „vielleicht". Auch war es kein unbescheidenes, kein himmelstürmendes Begehren; selbst wenn sie zu jenem Bleistiftstrich emporgewachsen wäre, so blieb sie darum immer noch kleiner als die kleinste ihrer Genossinnen. Der letzte Ritz, noch ganz frisch aus dem Holze schimmernd, stand jedoch tief unter jenem grauen Ausrufungszeichen: darum war zuerst das Messer, das ihn geschnitten hatte, fortgeschleudert worden und dann der träge Körper. Hatte sie es nicht ertragen können, daß sie sich selbst nicht Wort gehalten hatte? Der Gutmüthige in jenem Richterkreis bei der

Talentprüfung hatte Recht behalten. An dieſem Thürpfoſten ſtand die Rechnung über die Quareſima des Barnabo Visconti verzeichnet, und obenan der letzte Ritz verbuchte jenen vierzigſten Tag, an dem die Verſtümmelung das Herz erfaßt.

Florian ſtand da und maß und las in dem Buche, welches nur aus Strichlein beſtand, und doch jedes derſelben ſo deutlich ſprechend, jedes die Hieroglyphe für einen langen ſchmerzlichen Monolog der Enttäuſchung nach der Hoffnung, der Verzweiflung nach zaghaftem Wagen, des Ringens der Seele mit dem trägen Widerſtand des Stoffes.

Da ſchlug Jakobäa langſam die Augen auf — Florian ſchlich leiſe und unbemerkt hinaus. Die Nacht hindurch wachte die Tante an Jakobäa's Bett. Florian kam gleichwohl einmal um Mitternacht und einmal bei dem erſten Dämmergrauen herüber, um zu fragen, wie es gehe. Am folgenden Nachmittage durfte Jakobäa ſchon das Bett verlaſſen. Sie ſaß in dem großen Lehnſtuhl, welcher ſonſt in dem Atelier ſtand, wo ihn die Rieſengeſtalt Florian's gerade füllte. Jakobäa kauerte ganz verloren in dem ungeheuren Möbel, als ob ſie eben nur ein niedlicher Zierrat desſelben wäre. Fräulein Nina ſaß daneben in der gewohnten kerzengeraden Haltung, ohne ſich anzulehnen, las ihr aus der Zeitung vor und redete dann wie ſonſt über die Vorkommniſſe des Tages. Mit keinem Worte rührte ſie an Jakobäa's Unglücksthat; mit keiner Miene zeigte ſie, was ſie davon hielt, und was ihr Herz darüber gefühlt hatte. Sie that und ſprach, als ſei nichts, gar nichts geſchehen, als ſei Jakobäa eben nur erkrankt, ſchwach, und darum doppelter Liebe und Pflege bedürftig.

Anders war es um Florian beſtellt. Er brachte es mit dem beſten Willen nicht zu Stande, ſeine Miene ſo zurechtzulegen wie die Tante, und da er jetzt eintrat, um nach der Kranken zu fragen, erblickte Fräulein Nina

mit Schreck die tiefen Grimmesfalten auf seinem sonst so wohlwollenden Gesichte. Schnell stellte sie sich vor den Lehnstuhl, damit Jakobäa in ihrer Schwäche nicht unter diesem Anblick leide. Aber es war zu spät; Jakobäa hatte ihn schon erblickt und wußte in demselben Augenblicke, wie tief verletzt und erzürnt er war. In einem Blicke hatte sie seine Gedanken und Gefühle erfaßt mit der Intuition des schauspielerischen Genies, welches, gewohnt mit der Miene ebenso darzustellen wie mit dem Worte, den Gesichtsausdruck aus Anderer Antlitz fließend abzulesen versteht. In diesem Falle war auch kein besonderer Scharfsinn nöthig, um seine Gemüthsverfassung untrüglich zu errathen: der gute Mensch war kaum zu erkennen. Kaum hatte er gesehen, daß Jakobäa nicht schlief, als er, ohne ein Wort zu sagen, auf den Fußspitzen wieder hinausging.

Jakobäa blickte trübselig vor sich hin zur Erde. Fräulein Nina griff ihr unter das gesenkte Kinn, lächelte ihr zu und sagte: „Den Kopf in die Höhe! Munter sein, Aea!“

Aber Jakobäa ließ den Kopf nur noch tiefer sinken, und statt der Munterkeit kamen große Thränen. „Sie sind so gut und herzlich gegen mich,“ stammelte sie, „und ich verdiene es so gar nicht! Sie umgeben mich mit Ihrer Liebe und Treue wie ein eigen Kind . . . und ich . . . ich habe mich davonschleichen wollen wie eine Diebin, wie eine feige Diebin, die Ihnen Ihr Herz, Ihre Liebe gestohlen hatte.“

Fräulein Nina war plötzlich etwas in das Auge gefallen, und da sie es trotz krampfhafter Anstrengungen nicht herausbekommen konnte, eilte sie nach dem sicheren Zufluchtsort aller ihrer unterdrückten Worte und Gefühle, in die Küche vor das spiegelblanke Kupfergeschirr.

Bald darauf steckte Florian den Kopf herein und sagte: „Tante, wo ist denn die Magd? Sei so gut, sie zum Materialisten zu schicken! Ich brauche noch graue Farbe.“

Als aus der Abenddämmerung des Stübchens keine Antwort zurücktönte, ward die Thür etwas weiter aufgethan.

„Herr Haushuber!“ rief eine leise Stimme.

Er trat ein. Er hatte einen Werkschurz vorgebunden; in der Hand hielt er einen großen Anstreicherpinsel, der ganze Mann war voll aschgrauer Oelfarbenflecke.

„Herr Haushuber!“ klang es noch einmal.

Er ging bis zu dem Lehnstuhl und sagte: „Wo ist denn die Tante? Wollen Sie etwas, Fräulein Almer?“

Sie schrak zusammen. So bitterböse war er nie gewesen, so verstimmt nie sein Ton, so fremd hatte er sie nie genannt.

„Herr Haushuber,“ stammelte sie zaghaft und leise — „ich habe Sie um Verzeihung bitten wollen . . . erstens um Verzeihung . . . und dann auch Ihnen danken wollen . . . danken vom ganzen Herzen . . .“ sie tastete nach seiner Hand und preßte sie weinend an ihre bebenden Lippen.

Er ließ ihr die Hand und sagte ernst: „Wissen Sie, Fräulein Almer, was ich gethan hätte, wenn ich Sie nicht herausgefischt hätte? Ich will es Ihnen sagen: ich wäre mit Ihnen ertrunken. So, jetzt wissen Sie es, und ich habe Ihnen das bloß für künftighin gesagt, wenn Sie vielleicht wieder einmal Lust zu dergleichen bekommen sollten.“

Sie war bei diesen Worten zusammengezuckt und hatte seine Hand schnell mit allen zehn Fingern umschlungen. So hielt sie dieselbe krampfhaft fest, wie um ihn zurückzuhalten vor dem Ertrinken. „Nein, nein!“ schrie sie plötzlich auf und starrte mit weitgeöffneten Augen auf den Boden, als sähe sie das Entsetzliche vor sich, wie er bleich und todt daliegt.

„Nein?“ wiederholte er. „Da sehen Sie also selbst, mit dem sich selber Umbringen ist es nichts! Sie wissen jetzt, ich gehe mit: es wäre Selbstmord und zugleich

Mord. Mit dem Theater iſt es auch nichts, gerade wie bei mir mit der hohen Kunſt; Sie ſehen, ich bin gerade wieder bei meinem alten rechtſchaffenen Handwerk geweſen, wie ich da hereinkam. Aber, Aea ... nun gerade heraus ... wenn Sie ... ich meine, wenn Sie mich zum Manne nehmen wollten? Ich habe Sie mir ja herausgefiſcht, Sie gehören mir ein klein wenig ... ſonſt hätte ich mich auch gar nicht unterſtanden, Ihnen das zu ſagen. Ich weiß, ich bin ein einfacher Menſch, und es liegt Ihnen ja nichts an mir oder doch nicht viel ... ich weiß, Sie haben es auf den Abſchiedszettel geſchrieben — gerade nur ſo viel wie an einen Reiſegenoſſen auf kurzer Ueberfahrt. Aber, Aea, wenn wir heiraten, ſo könnten Sie das vielleicht einmal an einer Tochter — das mit dem Theater meine ich — wenn Sie es ihr ſo von klein auf lehren und beibringen, wie Sie es gar ſo wunderſchön ſelber können ... was denken Sie, Aea ... es wäre doch beſſer, als die Vortragsmeiſterin bei den fremden Conſervatoriſtinnen zu machen ... und wenn ...“

Aber er kam nicht weiter. Aea hatte ſich aufgerichtet und hing plötzlich an ſeinem Hals und weinte ſich da recht herzlich allen den unſäglichen Kummer ihres Lebens aus. Er ſchlang den Arm um ſie und trug ſie hinaus in die Küche.

Fräulein Nina ließ bei dieſem Anblick vor Schrecken die kupferne Gugelhupfform fallen, welche ſie gerade in der Hand gehalten, und dieſe rollte klirrend über die Steinplatten. Hierauf griff ſie haſtig, wie jedesmal in äußerſter Erregung, nach den weißen Schläfenlöckchen, ob ſie ſich nicht von den Haarnadeln gelöſt hätten. Dann erſt ſchlug ſie die Hände über den Kopf zuſammen: ihr neuer himmelblauer Schlafrock, welchen ſie der kranken Jakobäa geliehen und beim Aufſtehen angezogen hatte, war mit aſchgrauen Strichen und Flecken ganz bedeckt. Der oberſte graue Klecks war auf Jakobäa's

Stirn, der unterſte auf dem Saum des Schlafrockes, welcher, viel zu lang für ſie, wie ein endloſes Schleppkleid an ihr und an Florian niederflatterte, da dieſer ſie noch immer hoch in ſeinen Armen hielt. Was zwiſchen jenen beiden Kleckſen lag, war eine weite Himmelsbläue mit zahlloſen grauen Feder- und Lämmerwolken. Und eben warf ſich Jakobäa von Florian's Hals an Fräulein Nina's Bruſt und verpflanzte die friſche Oelfarbe weiter auf deren meergrünen Feiertagsſchlafrock. Nun war auch Fräulein Nina fertig: ihre ſchöne ſtille Meeresgrüne erſchien jetzt auf einmal von grauen Wogenkämmen durchfurcht und gekräuſelt. Da ſtanden nun die drei Menſchen, bis zu den Stirnen hinauf in Oelfarbe aſchgrau marmorirt, in ihren Seelen aber leuchtete ein ſanftes Roſenroth.

Nur der Verſtoß gegen alles altbürgerliche Herkommen wollte Fräulein Nina nicht aus dem Kopfe weichen. Sie machte ſich auch endlich Luft mit den Worten: „Aber, Florian, wie haſt Du denn in einem ſolchen Aufzuge Deine Brautwerbung anbringen können?“

Aber Jakobäa ſagte mit feuchten Augen: „Laß, Tante, Herzensgute! Gerade ſo hat es ja ſein müſſen, in ſeinem alten Werktagskleid!“

Die Hochzeit wurde in einem abgelegenen Gebirgsdörfchen gefeiert. Als ſie wieder heimzogen, war Jakobäa blühend und roth und ſtattlicher geworden. Das Glück hatte um ihren Mund einen ganz neuen Zug entfaltet, der faſt an Schalkhaftigkeit ſtreifte, und der ſcharfe harte Stahlglanz der Augen war einem weichen Leuchten, wie von ſanftgrauem Silber, gewichen. Mit einem glückſeligen Lächeln, wie man es vordem noch nie an ihr geſehen hatte, zog ſie ein über die Schwelle des alten ehrſamen Bürgerhauſes, indes Florian einen wohlgefälligen Blick über den aſchgrauen Oelanſtrich gleiten ließ, welcher alle die alten Thorheiten in einer ungewöhnlich dicken Lage überzog. Er ſelbſt war auffallend

ſchlank und beweglich geworden; das Klettern im Gebirge mit der leichtfüßigen Jakobäa und ihr zu Liebe hatte ihn erheblich leichter gemacht als einſt die Karlsbader Cur. Die böſen Nachbarn aber, zumal die böſen Nachbarstöchter, welche einſt begehrlich nach dem reichen Hausherrn geſchielt hatten, blickten jetzt hämiſch nach ſeinem kleinen reizenden Frauchen und erſannen bei Strickſtrumpf und Kaffee allerlei erbauliche Abhandlungen über das alte Sprichwort: „Wirf ein Glückskind in den Fluß, und es kommt geſund wieder heraus, mit einem Fiſch im Munde.“

Der Fluß war der Donaucanal, und der Fiſch — Florian Haushuber.

Als Florian einmal in den erſten Frühlingstagen heimkam, vernahm er ſchon vor der Thür einen heftigen Wortwechſel. Jakobäa ſaß an dem Schreibtiſch mit der Feder in der Hand, ganz roth vor Erregung; neben ihr ſtand die Tante, ebenſo roth. Das war noch nie dageweſen — ein Streit war etwas Unerhörtes zwiſchen beiden! Sie liebten einander zärtlich wie Mutter und Tochter.

„Was giebt es denn?“ fragte er erſtaunt.

Fräulein Nina ſtand beleidigt auf und ging hinaus; ſie räumte freiwillig das Feld.

Jakobäa warf die Feder hin, ſtützte den Kopf in die Hand und murmelte: „Und das geht gar nicht! Nie! Wie man nur ſo auf etwas beſtehen kann, wenn es einmal nicht geht!“

„Ja, was denn, Aea?“ fragte er ganz verwundert.

„Die Tante beſteht auf der Parthenia — wie kann man dieſe Parthenia . . .?“

Florian griff ſich zuerſt an ſeinen Kopf; dann ſagte er, indem er Jakobäa's Kopf zwiſchen ſeine beiden Rieſenhände einrahmte: „So — und jetzt erkläre mir einmal die Sache in einer Weiſe, daß ſie mein einfacher Menſchenverſtand faſſen kann!“

Sie ſah ihn an und ward plötzlich über und über roth. Sie langte nach dem Bogen, den ſie beſchrieben

hatte, reichte ihm denſelben und barg ihr Geſicht verſchämt an ſeiner Bruſt.

Er nahm das Papier, legte es auf ihre Haare wie auf ein niedriges Leſepult, und las: „Repertoire für unſere Tochter . . .“ und nun folgte ein langes Verzeichniß — es war das ganze eigene Repertoire Jakobäa's. Wegen der Parthenia hatte ſie ſich mit der Tante gezankt; ſeit ihren eigenen Partheniawerken an Florian, welche ihr jetzt geradezu ſündhaft vorkamen, war ihr dieſe Geſtalt ganz zuwider geworden.

Während Florian noch mit tiefer Rührung dieſe Botſchaft las, welche ihm auf eine ganz wunderliche Weiſe ankündigte, daß ihm in nicht allzu ferner Zeit ein Töchterlein beſcheert werden ſollte, kam Fräulein Nina wieder herein. Sie brachte ein Ding mit, daran ſie eben geſtrickt hatte, und hielt es Florian dicht vor die Augen.

„Iſt das ein Handſchuh für mich?“ fragte er. „Ich ſoll ihn wohl probiren? Aber es ſind ja erſt zwei Finger fertig!“

Sie ſah ihn nur mitleidig an. „Ein Handſchuh! Da ſieht man . . . ſo ein Mann! Ein Jäckchen iſt es für unſere Parthenia . . . Par — the — ni — a!“ wiederholte ſie nachdrücklich, aber ſie lächelte dabei ſchon wieder.

„Aber wenn es ein Junge wird, Nea?“ warf Florian ein.

Jakobäa ward nachdenklich. Dieſen Fall hatte ſie gar nicht in Betracht gezogen — er war ja ganz undenkbar. Und wenn auch! Dann wird er ein großer Schauſpieler . . . Plötzlich blickt ſie auf — da ſteht ihr herzensguter, edler, vielgeliebter Mann lächelnd und gleichſam erwartungsvoll. Sie darf, ſie kann ihm gegenüber nicht ſelbſtſüchtig ſein, und lächelnd bringt ſie das Opfer.

„Ein Junge?“ ſagte ſie mit einer wunderbaren Ruhe. „Dann wird er ein Rubens, natürlich!“

Die Tochter des Nazareners.

Für Herrn Gschwandner war die Zeitungslectüre, was für Andere ein Strombad ist: gestählt in seiner eigensinnigen Meinung von Welt und Menschen schüttelte er sich ab und ging Bewegung machen. Nur der Kunstbericht der Zeitung galt ihm als Orakel und ersparte ihm die unbequeme Anschauung; denn er interessirte sich für Malerei und förderte sie als Kenner, indem er Oelfarbendrucke nach den besten Meistern kaufte. Daß jedoch sein einziger Sohn Hans Maler werden wollte, statt den väterlichen Beruf des Couponschneidens zu ererben, erschien ihm als ein Mißrathen, wie Schielaugen oder eine schiefe Nase. Erwog er dagegen, wie theuer dergleichen Leute einen Meter Leinwand verkauften, so kam ihm sein mißlungener Sohn nicht ganz verächtlich vor. Nur in keine Akademie sollte er! Wo von akademischer Malerei die Rede war, geschah dies stets von oben herab mit allerlei Unheimlichkeiten, als: ertödtendes Drillen, erstickende Schablone, Mumificirung u. dgl. Seitdem erweckte schon das bloße Wort in ihm unklare Unlustgefühle, etwa wie die Vorstellung: Steuerbogen. Dafür hatte er aus Kunstberichten das Ideal eines Malers ausgebrütet, welcher die ge-

rühmten Vorzüge der verschiedensten Künstler in sich einte; das Hilfsmodell dazu gab seine feuerfeste Tasse als Sammelpunkt der mannigfachsten Coupons. Er ahnte nichts von den Gebrüdern Carracci und braute ganz frisch deren altes Recept zusammen: „Wer ein guter Maler werden will, der mache sich mit der Zeichnung der römischen, mit der Modellirung der venetianischen, mit der Farbengebung der lombardischen Schule bekannt; er bewundere die kühne Manier Michel Angelo's, die Natürlichkeit Tizian's u. s. w."

In dieser schlauen Erfindung froren seine bisher leichtfertig dahinfließenden Kunstideen fest, und er verpflanzte Hans jedes Halbjahr in ein anderes Atelier. Nach zwei Jahren ging es in dem Kopf des jungen Eklektikers zu wie bei einem Hexensabbath. Als man den hochbegabten, aber ruhelosen Pilger in ein fünftes Atelier nicht mehr aufnahm, erkannte Herr Gschwandner, daß Hans hier nichts mehr zu lernen habe, weil bereits der Brotneid anging. Nun sollte er nach Italien! Dort, vermeinte Herr Gschwandner, komme dem Künstler die Vollendung so aus der Luft angeflogen wie Wechselfieber oder Rheumatismen.

Angeflogen kam Hans daselbst bloß ein zweifaches arges Gefühl: Neid gegen die Meister der Renaissance, welche die holden Weiber, die sie gemalt hatten, gesehen und wo möglich geliebt haben mußten; Grimm gegen das eigene fluchwürdige Geschick eines Epigonen, der so herrliche Gestalten nur deshalb nicht malen könne, weil sie in der entarteten Menschheit nicht mehr anzutreffen seien. Als Sohn eines unbewußten Carraccisten grübelte er einem Ideal nach, welches die Schönheit aller jener unsterblichen Frauen harmonisch vereinen sollte. Je mehr er deren in den Galerien sah, desto wilder ward seine Verzweiflung; aber sie erklomm den Höhepunkt, als er sein eklektisches Muster leibhaftig in der jetzigen entarteten Menschheit entdeckte. Denn dies Ideal besaß einen Vater,

welcher in der Künstlercolonie den Spottnamen „Go" führte; das bedeutete bei dem jungen Deutschland „glatter Overbeck", bei den Ansiedlern des Palazzo di Venezia „geschleckter Overbeck", bei den grands prix de Rome aber „Gelée à la Overbeck". Daraus sprach eben die Herbigkeit vorstürmender Jugend, welcher der alte Maler Lodovico mit seinen Ideen, die seit einem halben Jahrtausend veraltet waren, ein lächerlicher Greuel schien. Er war ein stiller Mann mit dem lauteren Kindergemüth und der gotterfüllten Seele seines Vorbildes Fiesole. Von diesem hatte er auch die naive Composition, die schlichte Lieblichkeit der Darstellung, den sanften Farbendreiklang Weiß-Blau-Roth. Die Künstlerjugend fand freilich, Fra Angelico's Tugenden seien auf Lodovico's Tafeln in Laster umgeschlagen, nannte ihn einen affectirten Nazarener und behauptete, daß seine fleischlosen Heiligen vor Verzückung frösteln und mit einer tricoloren Gelée überzogen seien, um seinen Mangel an anatomischem Wissen zu verhüllen. Er aber beharrte, aller Weltlichkeit entrückt, unbeirrt im demüthigen Schauen himmlischer Schönheit. Gönner und Aufträge waren ihm ehedem reichlich in das Haus gekommen; er blieb jedoch lieber arm und unbekannt, als „die Schatten des Fleisches über das Durchleuchten des Geistes auszubreiten". Jetzt besaß er nur noch einen Mäcen, einen asketischen blinden Cardinal, und die dürftigen Kirchlein der Abruzzendörfer waren seine Abnehmer. Seine Tochter Maria, ein herrliches Mädchen, das fleischgewordene schöne Heidenthum, wandelte unter den Gestaltungen seines Pinsels herum wie eine lockende Sünde. Man begriff nicht, wie der Mann zu dieser Tochter kam — ihm selbst war es in nachdenklichen Stunden ein räthselhafter Greuel. Als indes Einer kam, der ihn von solch greller Stilwidrigkeit erlösen wollte und Maria zum Weibe begehrte, wies er ihm wortlos die Thür. Denn der junge Mann schuf Gestalten, wie Maria eine war, ja er ließ die mühsamen

Gewandfalten einfach weg und malte gleich das blanke glatte blühende Fleisch. Maria schluchzte, der Vater aber grollte: „Der tolle Gaukler gehört in den Polizeigewahrsam! Er tanzt auf dem Seile und spielt dabei mit Bällen aus dem Kehricht des jeweiligen Tages, die zerplatzen und die Zuschauer beschmutzen, indes er oben gegen sie die Zunge ausstreckt!"

Maria weinte immer noch, aber widerstrebte nicht; denn sie liebte den alten Vater mehr als alles in der Welt. Sie belächelte nie, daß ihm als Wahrheit von heute galt, was die Wahrheit vor Jahrhunderten gewesen, sie bewunderte mit Ehrfurcht, wie gottselig er Armuth und Vereinsamung ertrug, und sie beugte demüthig das Haupt, als er jetzt zornmüthig ward über den jungen Fant, der an seinem Glauben gerührt hatte.

Um dieselbe Zeit, als der abgewiesene Freier die Schauerkunde ausstreute, Lodovico sei eigentlich die elektrisirte Mumie eines uralten Mönches vom Berg Athos und ein echter Byzantiner, tauchte Hans in dessen Atelier auf. Er redete so trostlos über die entartete Menschheit und vertiefte sich so sehr in die heiligen Schattenbilder, daß vor der Kinderseele des Alten eine schöne Vision emporstieg: Ein Fiesole III.! Bald kam er auf halbem Wege dem Wunsche des jungen Künstlers entgegen und nahm ihn in sein Atelier. Nachdem er seinen Gedankenkreis um ein halbes Jahrtausend zurückgeschraubt und, was seither geworden, als die Entwicklung eines chronischen Leidens gedeutet hatte, stutzte er ihm die Flügel mit der Mahnung: „Nachahmen, nicht Seil tanzen!"

Damit er jedoch auch dabei nicht übermüthig werde, murmelte er hinterdrein: „Fiesole ist doch unnachahmbar!"

Wo ein irdisches Lichtfünkchen glimmen wollte, verlöschte er es als verdammliches Irrlicht. Aber immer wieder flackerten dergleichen Irrwische auf, und endlich

hätte Hans doch wie Simson die Thore seines Gefängnisses mit sich fortgeschleppt; allein er hielt seine Kunst hoch und glaubte fest, ihr bringe er dies Opfer frommer Knechtschaft. Denn Maria stand im Mittelpunkte aller seiner Zukunftsentwürfe, außer Maria gab es für seine Kunst kein Heil, und ohne Lodovico's Zustimmung keine Maria. Die stille Anbetung, die er Maria entgegenbrachte, übersah sie mit einer wegirrenden Zerstreutheit, oder wenn er schüchtern näher trat, mit widerwilliger Aufmerksamkeit. Als dann die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Vaters eintraf, reiste er heim, kehrte jedoch bald zurück und trat vor Lodovico mit der Bitte um die Hand seiner Tochter. Er war brav, ehrenhaft, „tanzte nicht Seil", sondern bestrebte sich, Fra Angelico nachzuschweben — das gab den Ausschlag. Daß er ein reicher Mann war, der seinem blutarmen Kinde eine glänzende Zukunft bot, daran dachte der weltfremde Alte ebenso wenig wie daran, daß die Werbung Maria etwa mißfallen könnte. Maria aber sah die Seligkeit, welche darob den alten Mann verklärte, und seine fast kindische Freude, als Hans auf die einzige Bedingung, die er ihm gestellt, einging und das unaussprechliche „Gschwandner" fahren ließ, um auf seinen Bildern fortan als Pseudonym des Meisters Namen zu adoptiren mit dem unterscheidenden „Hans"; sie sah auch im Geiste des Vaters Schmerz, wenn sie sich weigern würde, und sein hilflos darbendes Alter. Da beugte sie zum zweitenmale das schöne stolze Haupt, aber wie eine Königin unter dem Fallbeile.

Das junge Paar bezog ein behaglich reiches Heim, Lodovico blieb trotz aller Bitten in dem ärmlichen Atelier: die Engel waren so gewohnt, bei dessen Fenstern hereinzuflattern, daß er ihnen die Mühe ersparen wollte, sich für seine kurze Lebensfrist noch in einer neuen Behausung zurechtzufinden. Er hatte recht; denn kurz danach, als seine Seele wieder im Himmel lustwandelte,

vergaß er vielleicht der Erde, auf der er nie recht heimisch war, oder fand den Rückweg nicht: Maria traf ihn todt im Lehnstuhl vor einer leeren Leinwand. Hans hätte jetzt nach Herzenslust malen können; Maria war nun ganz sein geworden und ein halbes Jahrtausend der Kunst dazu. Aber er hatte eine unbestimmte Scheu vor dem Antlitze seines Weibes, das weder lächelte noch grollte, vor der marmornen Stirn, auf der alles so still war, vor der weißen Hand, die sich so schlank von dem herrlichen Arme hinstreckte, wenn sie seine entgegengereichte Hand lässig berührte, schimmernd und kalt wie Mondenschein. Aus dem schaurigen Wohllaut ihrer Stimme erklang ihm nur der Wiederhall eines fern abschweifenden Geistes, in den großen Augen tauchte es zuweilen auf wie eine verstümmelte Strophe aus einem verlorenen alten Liede, ohne Anfang, abbrechend ohne Ende. In ruhiger Unterwürfigkeit lebte sie neben ihm dahin, um sein Wohl ehrlich sorgend, aber ernst, wie man eine Pflicht übt. Seine heiße Leidenschaft glitt haltlos nieder an ihrer unverwundbaren Glätte; seiner Innigkeit antwortete ein sanftes stummes Verneinen in ihrem Antlitze, wie ein leises Versagen überfiel es ihre Glieder bei seiner Umarmung, aus ihren Augen flehte es furchtsam abwehrend, wenn sein Gefühl ungestüm aufzuflammen drohte. Unheimlich erschien ihm sein Haus, unerträglich die Herzensqual daheim. Er malte nicht mehr, sondern stand gern vor Tizian's amore sagro e profano im Palazzo Borghese, oder durchschlenderte die Galerien und feierte nach den Fasten des Nazarenerthums heidnische Feste des Fleisches, feierlich und wild, entrückt den Lehren Lodovico's und dem Schmerze um dessen Tochter, bis er plötzlich wieder heimstürzte, weil es ihn sachte am Herzen zupfte: „Maria ist doch noch schöner . . . und sie lebt . . . und ist Dein!"

„Und doch nicht mein!" seufzte er auf, wenn ihn auf der Schwelle der Strahl ihres Auges überfiel.

Dann war Maria Mutter geworden, und aus ihrem ſtillen Antlitze ſtieg ein behutſames Lächeln auf. Das warme Leben des Kindes verbreitete einen ſanften Lebenshauch um ſie und thaute hinweg, was über ihrem Weſen gefroren war, wie der Reif auf einer glühenden Roſe. Und alles rings bekam von dem kleinen Evchen eine weichere Färbung wie von der Sonne, die in ein Gemach mit bunten Scheiben ſcheint: keinen grellen Freudenglanz, ſondern leiſe Farbendämmerung. Hans malte auch jetzt nicht. Nach dem todten Idiome Lodovico's hatte er in den Galerien wieder lebende Sprachen und Dialekte buchſtabiren gelernt; die neuen Worte lagen ihm auf der Zunge, ohne daß er den Muth fand ſie auszuſprechen. Er vernachläſſigte jetzt auch die Galerien und blickte nur auf Maria, wie ſie mit Evchen dahinſchritt und die ſtolzen Glieder in dem ruhevollen Rhythmus eines Adagios bewegte. Er fragte ſich, ob das Vöglein draußen im Roſenbuſch den Takt dazu gab, oder durchtönte die Frauenſeele eines altitaliſchen Meiſters getragener Sang, dem ihr Gang ſich einte?

Dann kam eine dunkle Zeit, da das Kind krank lag und Maria nicht von dem Bettlein wich. Sie wich auch nicht von dem todten Evchen. Sie weinte nicht und ſtarrte taub und ſtumm auf die kleine Leiche den Tag und die Nacht hindurch, und der Wahnſinn flackerte aus ihren Augen. Nach einem Schlaftrunke, den ihr am Morgen der Arzt gewaltſam beibrachte, ſchlummerte ſie ein, und man trug ſie im Lehnſtuhl in ihr Gemach. Hans ſchlich zu dem todten Evchen zurück. Die Morgenſonne zauberte eben auf das bleiche Köpfchen einen täuſchenden Schein des Lebens. Da holte er in Haſt das Malgeräth, wie im Fieber begann er das Kind zu malen, das holde Geſichtchen dem Tode zu entreißen — für Maria, für ſein armes Weib! Der Tag verging in Dämmerung, er merkte es nicht. Dann war er

fertig. Eine Müdigkeit überkroch wie ein Nebel seine Gedanken, die Lider glitten hinab — noch einmal zwang er sie gewaltsam auf: „Was denn? War etwas geschehen? Nein, denn dort lächelt ihm ja Evchen zu ... es ist ja alles gut ... wenn nur Maria anders ..." — und der Traum spann es weiter.

Eine Thür knarrte, er wachte auf. Die Lichter brannten, Maria stand vor dem Bette des Kindes und strich ein Strähnchen der feinen Goldhärlein von seiner Stirne zurück. Dann starrte sie thränenlos auf das bleiche Räthsel nieder, das ihr Fleisch und Blut und doch todt war, indes sie weiterlebte. Ihm aber, der eben im Traume mit dem lächelnden Evchen gespielt hatte, krampfte sich das Herz zusammen, daß er laut aufstöhnte. Sie hörte es nicht; in ihrem Ohre klang noch die geheimnißvolle Sprache weiter, welche Kinder vom Himmel mitbringen und nur Mütter verstehen. Immer tiefer neigte sie sich und streifte an das Veilchenkränzlein, das Hans selbst gepflückt und mit ungefügen Händen gebunden hatte. Es löste sich auf und überstreute das weiße Linnen. Sie merkte es nicht; nur ein Veilchen, das auf die winzigen bleichen Fingerlein gefallen war, gelangte als Bild des Ungehörigen in ihre verlorene Seele. Indem sie sich steif wandte, um es mit einer hölzernen Armbewegung wegzuwerfen, gerieth ihr Auge in die Richtung des Bildes. Der Oberleib blieb in der unnatürlichen Haltung, ebenso die Hand mit dem Veilchen. Ein zarter Faden von drüben hatte sich hier festgehäkelt und spann hin und her zwischen dem Bilde und den stieren Augen, in denen der Wahnsinn lauerte. Dann entstand ein seltsames Fortrücken des scheinbar unbewegten Körpers von dem Bettchen zu dem Bilde. Eine leise Röthe überflog ihr bleiches Antlitz, des Kindes Lächeln lockte ein irres Lächeln der Mutter hervor. Sachte hob sie die Arme, die sich bisher ruckweise wie an einer Gliederpuppe geregt, mit der

alten weichen Anmuth und, beide Hände abrundend, hielt sie dieselben um das lächelnde Gesichtchen, mit diesem Rahmen ihr theuerstes Gut für sich abzuschließen von allem, was sonst noch in der Welt ist. Dann neigte sie sich in leidenschaftlicher Liebe vor, um das Grübchen zu küssen, in dem jenes Lächeln sein Heim hatte. Plötzlich fuhr sie mit einem Schrei zurück und griff mit wirrem Tasten in die Luft. Ihren Körper, den Hans im Fallen aufgefangen, durchschütterte es wie Fieber, ein leises Wimmern löste sich von ihren Lippen; es steigerte sich zu lautem Weinen, dann zu einem Schluchzen, das die Brust zu zersprengen drohte. Er trug die Willenlose in ihr Gemach, und der Arzt erklärte: „Sie weint, sie wird gesunden! Ich bleibe, Du geh' und bringe das Kind zu Grabe — sachte, daß kein Laut hierher dringt!“ — So hat er denn zu nächtlicher Stunde sachte sein Evchen zu Grabe gebracht. Als er heim kam, lagen große Thränen auf ihren Wangen, aber sie schlief und schlief weiter bis tief in den Tag hinein. Er rückte gedankenlos an den Dingen im Atelier, dann pflückte er im Garten Veilchen und trug das mühsam gebundene Kränzlein auf Evchen's Grab. Als er heim kam, stand Maria vor dem Bilde und flüsterte ihm zärtliche Worte zu. Sobald er zu ihr trat, neigte sie sich langsam und sank vor ihm auf die Knie. Sie ergriff seine Hände, küßte sie und sagte, da er abwehrte: „Laß' mich, es ist die Hand, die Evchen gemalt hat ... Gott lohne Dir die schwere That! Auch ich möchte, Hans, auch ich —“ und mit den Händen sich an ihm aufrichtend, warf sie plötzlich beide Arme um seinen Hals und weinte bitterlich.

So hat er in jener Schmerzensnacht zur Natur heimgefunden und sich den Weg gebahnt zur Wahrheit seiner Kunst wie zu dem Herzen seines Weibes. Als ich ihn das letztemal besuchte, verglich er sein Leben den eleusinischen Weihen und citirte mir Plutarch's

Worte darüber: „Zuerst irren und durch eine gewisse Dunkelheit weiheloſe Wanderungen, dann vor der Weihe selbst alles Harte . . . hierauf aber trifft sie ein wunderbares Licht.“ — Maria schüttelte dazu das schöne Haupt und sagte zu mir: „Evchen hat der Großvater zu sich genommen, weil auch er ein Enkelchen um sich haben will, aber er hat uns dafür zwei Engelein herabgeschickt.“ — Wie sich doch Mutterliebe täuscht, und was der Meister Angelico zu dieser Engelsorte gesagt hätte! Bausbackige schelmische Rangen sind es, und wenn schon Engel, dann von der Race jener zu Füßen der Madonna Sistina. Sie entwickeln eine abgefeimte Kunst, ihren Vater in der Arbeit zu stören, und das ist gut so; denn trotz seines breiten kühnen Pinselstriches arbeitet er zu angestrengt — freilich noch zu lässig für die große Zahl seiner Bewunderer. Ich fragte nach dem Judithbilde, das er Jahre lang in der Seele getragen; er hatte es seltsamerweise noch nicht gemalt — vielleicht weil Maria's glückstrahlendes Antlitz nicht mehr dazu taugt. Aber er wollte mir andere Arbeiten zeigen und führte mich in das Atelier. Als wir eintraten, hatte das eine Engelein Maria's neben sich auf dem Boden eine Palette liegen und malte dem anderen auf den Rücken des weißen Jäckchens bunte Männlein mit dem Rasirpinsel des Papas, während dieses behaglich die Farben von einer zweiten Palette ableckte. Hans wollte schelten, aber Maria rundete anmuthig die beiden Hände um sein Gesicht, und nachdem sie es so von der übrigen Welt und von ihren Engelein für sich abgegrenzt hatte, schloß sie ihm mit Küssen die Lippen.

Baldins.

I.

In der Waldlichtung tanzen die Sonnenlichter um die alte Fichte. Sie ist so winzig gewesen zu der Zeit, da man die Bäume in der Runde fällte: ihre Aestlein nicht größer als die Finger einer Kinderhand. Die Menschen mit den blitzenden Holzbeilen sind an ihr vorübergegangen. Das Erdbeerstämmchen hat ihre zarten Fingerästlein hinter seinen Blättern versteckt; der widerborstige Brombeerstrauch hat sich mit allen seinen menschenfeindlichen Spitzen und Haken schützend über ihr grünes Köpfchen geneigt; die blauen Glocken des Enzian haben die Mörderblicke abseits zu sich selbst hin geläutet. So ist die Fichte allein übrig geblieben von dem Baumgeschlecht in der Runde. Verwaist ist sie dann emporgewachsen und starrt jetzt einsam ob der Lichtung. Die Sonnenlichter umhüpfen die dunkle Pyramide, weil sie nirgends hineinspringen können. Stamm und Geäste blicken nicht hervor, und außen drängen sich, dicht aneinander geschaart, die schwarzen Zweige. Sie hängen tiefsinnig nieder, nach Trauerweidenart, so daß davon die Fichte schwermüthig anzusehen ist — nicht finster, nur selbstvergessen in der

langen Einsamkeit. Es ist ein weicher Zug in ihr, der Tochter des starren Nadelholzgeschlechtes; und wenn der Wind Grüße vom Walde herüberweht, geht ein leises Regen durch die unzähligen niederhängenden Zweiglein.

Im Schattenkreise der Fichte kauert ein kleines Mädchen mit einem großen Kautschukball. Der Ball zeigt etwelche Spuren, daß er in seinen guten Tagen mit Kreisen in allen Regenbogenfarben übermalt gewesen. Dieser Uebelstand ist jetzt glücklicherweise so weit beseitigt, als kleine Finger dergleichen abzuschaben vermögen. Das Ergebniß war indes offenbar der aufgewendeten Mühe nicht werth. Das aus den bunten Kreisen aufgekratzte Geheimniß, dieses eintönige Aschgrau, konnte selbst ein genügsames Gemüth nur wenig befriedigen. Das eigentliche Geheimniß mußte tiefer liegen.

Ein wunderlicher Ernst durchschlich die Augen des kleinen Mädchens, während es den Ball eine Weile nachdenklich betrachtete.

„Warum springst Du?" fragte sie ihn.

Der Ball that offenbar, als hörte er nicht — oder hörte er wirklich nicht?

Jetzt neigte sie den Mund bis auf ihn hinab und rief immer lauter: „Warum springst Du?"

Aber er war harthöriger, als sie geglaubt hatte.

Da rückten ihre Augenbrauen nahe zusammen, die Zähne preßten sich unter den halb geöffneten Lippen gegeneinander, die Füßchen stemmten sich fest gegen den Boden; der ganze kleine Körper schien sich mit aller seiner Kraft in einen Punkt zusammenziehen zu wollen. Dieser Punkt war die winzige Spitze des winzigen Zeigefingers, die sich in den Ball einzubohren suchte.

Der Ball gab gutmüthig nach und stülpte sich unter dem Fingerchen zu einer seichten Vertiefung einwärts. Als es ihm dann genug war, schnellte er sich

und den Finger zurück. Den gleichen Schabernack that er hierauf dem Knöchel und der Fußspitze an: er bestand eigensinnig darauf, sich kein Loch anbohren zu lassen. In rundem, grauem, aufgeblasenem Trotze lag er da. Ja, als sie ihn schmollend mit dem Füßchen beiseite schob, sprang er sogar wie toll umher.

Das war unverkennbarer Hohn. Jäh schnellte sie auf und stieß ihn zornig mit den Füßchen vor sich hin, über die Grasrispen und Moose der Lichtung, bis zum Waldrande. Noch ein Stoß — plumps, da lag er in der Wassergrube. Sie wollte ihn ertränken. Das Bad aber that ihm sichtlich wohl nach der Anstrengung. Er klatschte lustig auf, hüpfte wie besessen über die kleinen Wellen, kollerte ausgelassen hin und her und drehte sich übermüthig um sich selbst herum. Nachdem er sich genugsam ausgetobt, schwamm er behaglich einher: rund, grau, trotzig, aufgeblasen, wie vorher.

Es war zum Verzweifeln. Nun fiel ihr ein, daß sie einmal im Dorfe gehört, wie die alte Glasschmelzerin der Stallmagd gesagt hatte: „Dem sollte man einen Stein an den Hals binden und ihn ins Wasser werfen; so schlecht ist der Kerl!“ Sie wußte nicht, wer der schlechte Kerl war, aber so schlecht wie der Ball konnte er unmöglich sein. Mit einer Hand hob sie einen Stein auf und zog mit der anderen einen Faden aus der Tasche. Dann spähte sie scharf nach dem schwimmenden Ball. Plötzlich fielen ihr Stein und Faden aus den Fingern. Mit beiden Händen hob sie das bunt geflickte Kleidchen in die Höhe, so weit, bis unten die rosigen Knie hervorlugten und oben die Augen bedeckt waren, und fing an bitterlich zu weinen: er hatte keinen Hals, nicht einmal einen ganz kleinen — aus reiner Bosheit.

Der Ball behielt sein Geheimniß, und sie ging schluchzend zurück zu ihrem alten Plätzchen im Fichtenschatten. Hier lag und moderte der hölzerne Hampel-

mann. Auch der hatte sein Geheimniß behalten. Der kopflose Rumpf streckte noch immer gebietend den Arm aus, und der rumpflose Kopf daneben lächelte noch immer gutmüthig vor sich hin. Aber warum er lachte, und was er so Wichtiges gebot, hatte das Mädchen auch nach dem Zwei- und Viertheilen nicht erfahren. Selbst die Sägespäne, die ihm aus einer klaffenden Brustwunde hervorquollen, waren keine befriedigende Antwort.

Da gingen die thränenschweren Augen des Kindes von dem Hampelmann zu den Ameisen, welche zwischen zwei Fichtenwurzeln einen Bau aufthürmten. Dort weiter in der Lichtung flatterten die Schmetterlinge und Waldbienen um die Blumen, und mitten darin ragte der blanke Stein, darauf sich die Eidechsen sonnten. Noch weiter, dort im Walde, sprangen die Eichhörnchen und die glitzernden Sonnenstrahlen durch das Baumgezweige.

O, alle die, alle hatte das Mädchen gefragt, wie den Ball und den Hampelmann.

Keines gab eine Antwort — keines!

Und wieder hob sie das Kleidchen an die Augen und lief weinend bis zu der Hütte am Waldrande. Dort blieb sie stehen und rief schluchzend: „Zenz! Zenz!"

Durch das kleine Hüttenfenster steckte ein altes Mütterchen den Kopf. Es hatte tausend Runzeln im Gesichte, und die standen jetzt alle gespannt als tausend ängstliche Fragezeichen da.

„Er hat mir's nicht sagen wollen, Zenz! Nein, o, o, er hat . . ." rief das Mädchen, bis das Schluchzen die Worte erstickte.

Die tausend Fragezeichen standen noch immer in dem alten Gesichte, nur jetzt schon auf einen tieferen Ton hinabgespannt. Dabei begannen die Augen suchend die Runde durch die Lichtung zu machen.

Das Kind sah die fragenden Furchen und die spähenden Augen und sagte: „Der Ball, Zenz, o, der Ball . . ."

Darauf verschwand der Kopf aus dem Fensterrahmen, und ein kleines altes Weiblein kam aus der Thür durch das Waldgras herangetrippelt. Das Kind sah ihr wieder in das Gesicht und dann in die Augen, die jetzt auf der Erde herumsuchten. Dabei faßten die kleinen Fingerchen das Kleid der Alten und zogen sie zur Wassergrube.

„Dort, dort trotzt er, der Böse, der Schlechte!" rief das Kind.

Die Alte nahm einen Hakenstock und wollte den Ball herausfischen. Aber das Mädchen klammerte sich an ihren Arm, so daß sie innehalten mußte, und schluchzte: „Nein, nein, ich mag ihn nicht, niemals, gar nie mehr! Und alle, alle sind sie so — der Hampelmann, der lauter Sägespäne inwendig hat, und die Wasserjungfern, und die Würmlein, und die Eidechsen, die lieber davonlaufen — o, alle, alle! Du auch, Zenz, o, Du auch! Du sagst auch nichts. Nur der Ahnel nicht — aber der ist immer fort. Und der Doctor auch nicht — o, Zenz, sage doch dem Doctor, er soll mir etwas zum Sterben geben. Der Doctor, der kann alles — Zenz, ich möchte gern sterben!"

Darüber spannten sich die fragenden Runzeln gänzlich ab und glätteten sich in zahllosen feinen Linien zum Ausdrucke zärtlichen Mitleides. In den Augen, welche jetzt auf das Kind gerichtet waren, blinkte statt der herumfahrenden Funken nur noch ein stilles, weiches Licht. Sie hob das Kind vom Boden auf und trug es auf dem linken Arme mühsam gegen die Hütte. Mit der rechten Hand redete sie zu ihm. Und das Kind verstand die Sprache. Jeder der verschrumpften Finger schlug an eine Taste, die er ertönen machte. Den redenden Fingern antworteten die redenden Kinderlippen. Aber ein tönendes Wort war heute den ganzen Tag über nicht an das Ohr des kleinen Mädchens erklungen, und so gestern und vorgestern und manchen langen Tag nicht.

Nachdem das stumme Mütterchen sie zuletzt in das ärmliche Bettchen gelegt, begannen die Finger noch zum Abendtrost zu verkünden, daß morgen der Ahnel heimkomme. Der Ahnel, ja der! Der redete, so viel sie wollte. Darum hörte sie auch gleich auf zu weinen. Das Mütterchen saß dann noch bei ihrem Bettchen, und alle zehn Finger erzählten und sangen und lullten sie in den Schlaf. Zuletzt, als der Mondschein durch das Fenster hereinschlich und auf den redenden Fingern hin und her blitzte, erschienen dieselben ihr nur noch wie die zuckenden Sonnenstrahlen im Walde, und die hatten auch ihr Geheimniß behalten.

Da schlief sie ein.

* * *

Am Abend des folgenden Tages saß das kleine Mädchen auf dem Wege am Waldesrande. Die Finger zeigten Spuren schwarzer Walderde. Sie hatten eben den Ball, welchen das Mütterchen doch herausgefischt sammt dem Hampelmann eingegraben; nicht unter der alten Fichte in der Lichtung, wo sie gern saß, sondern abseits im Walde, wo sie sonst nie hinkam. Was sie einmal weggeworfen, das mochte sie nie, gar niemals mehr — nicht einmal daran denken. Jetzt feierten die Händchen nach der mühsamen Todtengräberarbeit müde im Schoß, und die blauen Augen gingen in die blaue Weite.

Plötzlich ward ein fernes leises Knarren hörbar. Sie sprang auf und lauschte, gegen die Höhe gewendet. Von dort führt der Weg aus den jenseitigen Thälern über das Gebirge in das Waldviertel herein und läuft an dem Zaun abwärts zu Ende. Der Wildpark, welchen der Zaun einst umhegt hatte, ist aufgelassen worden und nur noch ein vielfach gelichteter Schlagwald. Der Zaun hängt bald schief in den Wald hinein, bald neigt er sich, demselben ausweichend, über

den Weg; hier halb vermorscht, dort ganz durchbrochen und mit weiten Lücken zwischen den Haltpfählen klaffend.

Das Knarren ward immer lauter. Als sich zuletzt auch ein mißtöniges Kreischen hineinmischte, sprang das Kind in eine Zaunlücke und spähte, vorgebeugt, achtsam den Weg hinauf.

Auf der Höhe tauchte erst ein Kopf, dann nach und nach ein ganzer Mann empor. Er schob langsam einen Karren vor sich her. Es ging bergab, und doch war es ein mühsames Werk. Der Weg ist ein schmaler Einschnitt in die sandigen Kartoffelfelder der Berglehne, ohne festen Untergrund, ohne Schotter. Wegmacher ist der Regen. Mit malerischem Sinne hat er tiefe Gruben neben hohen Buckeln ausgewaschen und dazwischen Steinblöcke bloßgespült, spitz oder rund, alle aber erheblich groß. Der Karren fuhr einher wie ein Schiff bei hoher See, bald hoch emportauchend, bald tief versinkend, jetzt schräg nach links geneigt, dann bis zum Umkippen schief nach rechts. Ueberdies war der Steuermann ein Greis mit einem schneeweißen Bart, der jetzt schon ganz deutlich herniederschimmerte.

Als der Karren nahe an der Zaunlücke war, sprang das Mädchen hinter die Pfähle, die sie ganz verbargen. Dann rief sie mit verstellter Stimme: „Federhelm! Federhelm!“

Der Mann hielt still. Es ging ihn an. Er hieß Wilhelm; die „Feder“ war sein Geschäftsbeiname, und mit dem Ganzen rief man ihn.

Alles war still. Er lauschte noch ein Weilchen: nichts ließ sich mehr hören.

Aber der Alte fuhr doch nicht weiter. Im Gegentheil: er machte es sich bequem zu längerer Rast. Erst schob er den Karren noch zu einem Wegbuckel; dann stellte er ihn nieder, zog den Kopf unter dem Tragbande hervor und rückte einen Stein an das Rad. Darauf nahm er die zottige Mütze von der schweiß-

bedeckten Stirn und, sie mit beiden Händen vor das Gesicht haltend, sagte er gleichfalls mit verstellter hoher Stimme: „Baldine! Baldine!“

Aber es blieb noch immer still, und nichts regte sich. Da fuhr ein Lächeln aus den blauen Augen des Greises durch alle die feinen Fältchen der Augenwinkel hinaus und zuckte in das Gesicht abwärts. Dort jedoch fand es keinen Ausweg mehr. Da gab es so viele Falten und Furchen, daß es ganz verloren in den Irrwegen hin und her strauchelte, da und dort auftauchte und wieder hinabglitt, wie vorhin der Karren auf dem wüsten Wege. Und weil es nicht mehr wußte, wo hinaus, so kroch es langsam wieder durch die Fältchen in die Augenwinkel und war in einem hastigen Sprunge schon wieder daheim, in den Augen. Der Mann aber sagte zu seinem Karren, indem er sich umkehrte: „Die Sonne steht schon hinter dem Grünberg; wir müssen heim, Alter!“

Sogleich zupfte ihn etwas rückwärts an dem Rockschoße.

„Baldine! Baldine!“ sagte der Alte in die Zottenmütze hinein, ohne sich umzuwenden. Das Lächeln war schon wieder auf Irrfahrten um die Mundwinkel ausgezogen.

„Errathen, Ahnel, lieber Ahnel!“ schrie das Kind und fiel dem Großvater um den Hals, lachend und weinend vor heller Freude.

Nachdem dann der Greis den Karren wieder in Bewegung gesetzt hatte, ging sie stolz neben ihm her und berührte zeitweilig liebkosend das grobe Tuch seines Aermels mit der Hand. Auch den Karren streichelte sie dazwischen; er gehörte auch dem Ahnel. Bei der Hütte angelangt, half sie den Karren abladen; der Großvater und Zenz thaten, als wären sie recht schwach und das Kind so stark, so unsinnig stark, daß es selbst alles in die Hütte tragen mußte. Die beiden Alten schienen nur

so nebenbei nachzuhelfen. Die zottige Mütze trug Baldine sogar ganz allein hinein und hängte sie auf den Thürnagel. Dann setzte sie sich neben den Großvater und sah mit steigender Ungeduld zu, wie er aß. Es ging langsam, sehr langsam — er hatte nur noch wenige Zähne. Endlich aber war es doch vorüber, und nun mußte er erzählen — gleich — er kaute noch an dem letzten Bissen. Gierig hing sie an seinen Lippen, und ihr Ohr fing jede Silbe auf, nur weil es Menschenworte waren, wie sie dieselben manchen Tag her nicht vernommen hatte.

Dann stand der Alte auf und ging zu dem Karrenkästchen. Er brachte seinem Enkelkind immer etwas mit, Gaben um wenige Pfennige, wie den Hampelmann, oder gar umsonst erstanden, wie den Kautschukball, den er einmal am Wege gefunden. Denn der Federhelm ist sehr arm, und auch die karge Gabe der Armuth macht die kleine Baldine sehr reich. Heute war es wieder ein Geschenk umsonst — ein Strauß Blumen, die der Federhelm selbst gepflückt. Er war sehr müde vom Karrenschieben gewesen und matt von der Sommerhitze; und doch hatte er den alten Rücken so oft gebückt und den abgemüdeten Arm so vielmal ausgestreckt, als Blumen in dem Strauße waren. Und es waren deren viele, ein ganzer Busch — und blau waren sie alle, so blau, wie es Baldine noch nie an Blumen gesehen, sondern nur am Himmel.

Sie klatschte in die Hände und rief bittend: „Gib, Ahnel! Gib, lieber, lieber Ahnel!“ Dann begann sie aber auch gleich zu fragen: „Aus welchem Garten hast Du sie denn, Ahnel?“

„Aus einem ungeheuer großen! Auf der anderen Seite des Grünberges fängt er an; wo er aufhört, weiß der liebe Herrgott. Die blauen Blumen heißen die Kornblumen. Sie stehen dort überall wild in den Feldern herum. Wir haben hier nur Wald, Wiese und

3219624

Kartoffelfeld, aber kein Korn; darum wachsen auch bei uns keine solchen Blumen, und wer nicht aus dem Waldviertel hinausgeht, sieht niemals eine. Denn Korn und Kornblume sind immer beisammen, wie mein Karren und ich."

Dabei zog er aus dem Strauß eine Blüthe hervor und zeigte dem Kinde die zarten Blättchen der blauen Krone und die feinen Fäden darin. Dann erzählte er weiter von den Dörfern in dem großen Garten, wo Korn und Kornblumen wachsen, und von der Stadt mit den hohen Häusern und den vielen Menschen darin.

Baldine ließ ihn nicht mehr los. Sie nahm den Kornblumenstrauß mit sich schlafen; aber der Ahnel mußte sich auch an das Bettchen setzen und weiter erzählen. Damit er sich ja nicht fortschleiche, nahm sie auch einen Rockschoß von ihm zu sich ins Bettchen. Den hielt sie mit einer Hand fest, mit der anderen die Blumen. Der Greis war müde. Er erzählte wohl, aber immer langsamer, immer leiser — zuletzt nickte er still ein.

Aber Baldine schlief nicht. Sie sann über alle die Worte nach, und wie das doch ganz anders sei, als wenn Zenz mit den Fingern rede. Den schlafenden Ahnel mochte sie nicht wecken. So lag sie denn ganz still und sah ihn nur mit den blauen Augen immerfort an. Er aber nickte und neigte sich im Traume über sie hin wie die erntereife Aehre über die knospende Kornblume.

Baldine erwachte spät am Morgen. Der Federhelm hatte inzwischen längst seinen Karren quer durch die Kartoffelfelder zur Glashütte und wieder heim gefahren. Als sie auf die Schwelle trat, saß der Ahnel schon wieder auf dem Bänklein vor der Hütte und bestrich einen großen Buchenschwamm mit Firniß. Baldine setzte sich zu seinen Füßen hin. Er war jedoch in sein Kunstwerk so vertieft, daß er nichts redete. Sie sah ihn eine Weile nachdenklich an.

„Ahnel," sagte sie plötzlich, „warum trägst denn Du keine Haare auf dem Kopfe?"

Der Federhelm legte den Pinsel beiseite und hielt das glänzende Schaustück prüfend gegen die Sonne. „Weißt Du," sagte er dann, „im Sommer, wenn man mit dem Karren so im Sonnenscheine dahinfährt, wird Einem sehr heiß. Da springt der Schweiß überall hervor und treibt die Haare mit sich hinaus. So habe ich eines nach dem anderen langsam ausgeschwitzt."

„Ja, und warum sagst Du's denn nicht dem Doctor, Ahnel, daß er Dir neue wachsen läßt? Der neue Doctor ist wie der liebe Gott; er kann alles — er kann auch die Leute lebendig machen, wenn sie nicht schon ganz und gar todt sind. Das hast Du selber geredet. Warum sagst Du's ihm denn nicht, Ahnel?"

„'s ist bequemer so."

„Bequemer?"

„Erspare ich nicht das Kämmen? Du mußt Dich von der Zenz striegeln lassen! Ich hab' Dich schon manchmal dabei greinen hören. Und Striegeln und Greinen ist doch beides umsonst. Abends sieht man Dir's niemals an, daß Dir früh die Zenz Zöpfe geflochten hat. Ich aber hab' alle die Federchen nie aus den Haaren herausgekriegt und hab' mich doch dazumal wacker damit geplagt. Der Federhelm hätt' sich den ganzen Tag nur kämmen müssen, und dazu hat er keine Zeit gehabt. Jetzt hat er's, Gott sei Dank, nimmer nöthig. Es hat alles sein Gutes."

Baldine sah mit einem Gemische von Mitleid und Aerger auf den Ahnel. Er hatte wirklich und wahrhaftig kein einziges Haar auf dem Kopfe. Es war reine Bosheit von ihm, daß er den Doctor nicht bitten wollte.

Der Federhelm verstand den Blick und sagte noch einmal, indem er den Pinsel wieder ergriff: „'s ist bequemer so; es hat alles sein Gutes."

Baldine sprang aus ihrer hockenden Stellung auf und trat mit triumphirendem Ausdrucke vor den Alten: „So? Und warum trägst denn Du die vielen weißen Haare im Gesichte?“

„Das ist bequemer so.“

„Siehst Du, Ahnel, wie Du böse bist. Und Du lügst gar! Und ich weiß, warum. Weil Du Dich fürchtest! Du hast nur Angst, daß Dir der Doctor etwas Bitteres gibt. Ich hab' es auch nicht gemocht, damals — Du weißt noch. Ich hab' den Löffel ausgeschüttet, den mir die Zenz vorgehalten hat. Du hast geweint, Ahnel, und die Zenz auch, weil ich hab' sterben sollen. Ich hab' auch lieber sterben wollen, als das bittere Wasser hinunterschlucken. Aber der Doctor hat mich nicht sterben lassen. Er hat mir den Löffel selber an den Mund gehalten und hat mir gesagt, wie ich's machen soll. Ahnel, Du mußt nur die Augen zumachen und es ganz geschwind hinunterschlucken, ganz auf einmal — dann spürst Du fast gar nichts und kannst dann wieder Haare auf dem Kopfe tragen. Der Doctor kann alles — warum lügst Du denn gar, Ahnel?“

„Ich lüge gar nicht. Die Haare im Gesichte müßte ich mir immer mit einem scharfen Messer wegkratzen und mir das Gesicht dabei zerschneiden, wie der Herr Pfarrer in Oberau thut. Darum ist's bequemer so! Es hat alles sein Gutes. Wenn Du einen Bart bekämst, möchtest Du ihn auch tragen. Es wär' aber Schade um Dein milchweiß Gesicht . . .“

„Pfui, Mädchen tragen gar keinen Bart — warum denn eigentlich nicht, Ahnel?“

Der Federhelm lächelte und fing an eine Geschichte zu erzählen. Das that er jedesmal, so oft er eine Frage nicht beantworten konnte oder wollte. Solcher Fragen aber hatte Baldine immer einen ausgiebigen Vorrath. Der Federhelm wußte jedoch der Geschichten noch mehr, und alle waren lustig.

Baldine setzte sich wieder zu seinen Füßen hin und lauschte aufmerksam. Dann tippte sie ihm plötzlich mit dem Fingerchen auf das Knie. „Ahnel, warum ist denn der eine von Deinen Stiefeln vorn spitzig und der andere rund?“

„Weil von dem spitzigen Paar der linke zerrissen ist und von dem runden der rechte. Da hab' ich die beiden Kranken zum Stiefeldoctor gegeben. Den Gesunden von jedem Paare trage ich indessen. Am Ende kommt das rechte Paar doch zusammen — es hat alles sein Gutes.“

Dabei stand der Alte auf und stellte den gefirnißten Buchenschwamm an die Sonne zum Trocknen. Darauf nahm er einen Sack über den Rücken und Baldine ein Säcklein in die Hand. So schritten sie miteinander über die Lichtung in den Wald. Baldine sammelte in ihr Säcklein die schönsten Tannenzapfen. Nebenbei hatte sie auch ein scharfes Auge auf Eicheln, Buchnüsse, Bartflechten und Moose, die Blüthenkätzchen der Haselstauden und die Samenähren der Grasrispen. Denn alle diese Dinge leimte der Ahnel mit den Schuppen der Tannenzapfen zu Rahmen, Kästchen und sonstigem niedlichen Ziergeräth zusammen. Der Federhelm dagegen spähte nach den Buchenschwämmen, aus welchen man den Feuerschwamm bereitet. Die besonders groß und schön gerathenen glättete und firnißte er für die Städter, welche dieselben an die Wand hängen, um Blumenstöcke und kleine Zierdinge darauf zu stellen.

Schwer beladen kamen sie Beide heim und fanden Zenz am Herde stehen, das Mittagsmahl bereitend. Alle drei saßen dann nebeneinander und aßen die sauere Milchsuppe und die Kartoffeln, als wären das die köstlichsten Leckerbissen der Welt.

Gegen Abend saßen sie wieder beisammen in der Lichtung unter der Fichte. Zenz strickte an einem Strümpflein für Baldine; der Federhelm schnitzelte kleine Bilder-

rahmen. Der Alte war nie müßig — weil er so alt war. Er mußte die Pfennige schnell erwerben, die seinem bald ganz verwaisten Enkelkinde zugute kommen sollten. Baldine erzählte von dem boshaften Kautschukball und von dem dummen Hampelmann mit den Sägespänen im Leibe, wie sie beide ihr nicht hatten antworten wollen, ob sie auch hundertmal gefragt: Warum? Und in Erinnerung der hartnäckigen Bosheit begann sie zu schluchzen.

Da legte der Alte sein Schnitzmesser beiseite, nahm das Kind auf den Schoß und streichelte ihm sanft die Haare, indem er sprach: „Es hat alles sein Warum — Du hast ganz recht, Baldine. Aber nicht jedes sagt's auch, wenn man fragt. Dann muß man's eben selber herausfinden. Es schreit auch nicht alles, dem etwas wehe thut — und auch das hat sein Gutes."

„Dein Karren, Ahnel, schreit, und dem thut doch nichts weh. Warum schreit denn Dein Karren so, Ahnel?"

„Der schreit statt meiner. Komm' ich in ein Dorf, so schreit er: „Der Federhelm ist da! Er kauft Gänsefedern für die Stadtbetten!" Komm' ich in die Stadt, so schreit er: „Der Federhelm ist da! Er verkauft Gänsefedern und kauft Glasscherben für die Glashütte!" Und die es angeht, verstehen ihn schon."

„Ja, aber warum schreit er denn, wenn Du durch die langen Wälder fährst, wo es niemanden angeht?"

„Da schreit er erst recht statt meiner. Doch das verstehst Du noch nicht."

„Warum denn nicht? Ahnel, o Ahnel, Du willst auch nichts sagen, wie der Ball . . ."

Der Federhelm stand auf und ging zu der Stelle im Walde, wo die frisch aufgelockerte Erde den Grabhügel des Balles kennzeichnete. Mit einem Stöcklein grub er ihn heraus und trug ihn zu Baldine hin. Darauf nahm er sein Schnitzmesser und stach in den

Ball. Ein feiner Ton ward vernehmbar; die wunde Stelle vertiefte sich, die trotzige Rundung plattete sich langsam ab, verfiel und schrumpfte zusehens ein. Zuletzt lag nur noch ein mißgestalteter grauer Lappen da. Baldine hatte die Augen weit geöffnet und auf das Ding gerichtet.

Der Federhelm aber sagte: „'s ist nicht immer gut, wenn einer sein Warum sagt und redet. Du siehst, es bekommt auch nicht jedem gut. Darum ist vieles stumm. Es hat alles sein Gutes. Man muß es nur herausfinden. Daß Du das noch nicht kannst, hat auch sein Gutes. Geh' jetzt und hilf der Zenz Erdäpfel schälen. Du kannst das so gut, und mir schmecken sie viel besser, wenn Du dabei geholfen hast."

Nach diesen Worten ließ der Federhelm den Kopf auf die Brust sinken. Er gab sich jetzt selbst die Antwort darauf, warum der Karren erst recht für ihn schreie in den langen Wäldern, wo es niemanden angeht. Baldine hatte zu Zenz gehen wollen, wie der Ahnel befohlen. Aber jetzt ging sie doch nicht, sondern streichelte den Aermel des Großvaters und weinte leise vor sich hin, da sie ihn so traurig sah. Als der Federhelm das merkte, schickte er sie auch nicht mehr fort, sondern hob sie wieder auf den Schoß und sagte: „Hast Du schon einmal etwas verloren, was Du recht lieb gehabt hast?"

„O ja, Ahnel, das weiße Hähnchen, das der Rattenkönig geholt hat! Du weißt noch . . ."

„Ja, ja, ich erinnere mich schon. Bin dazu gekommen, wie Du dazumal just hier unter der Fichte lagst und in den Erdboden hinein weintest. Ich hab' auch einmal eine Tochter gehabt. Als sie so klein war wie Du, hat sie gerade so ausgesehen wie Du jetzt. Ich hab' viel Freude an ihr gehabt — so viel, daß ich's gar nicht sagen kann. Und mein Weib, Deine Ahnel, auch. Dann ist sie größer geworden und unsere

Freude mit ihr. Endlich hat sie der Schleiferſepp zum Weibe genommen. Das war der beſte Menſch im Dorfe und der geſchickteſte Glasſchleifer der Hütte. Das ſind Deine Mutter und Dein Vater ſelig geweſen. Du biſt dann auf die Welt gekommen, aber unſer Herrgott hat dazumal gekargt: Dir hat er das Leben gegeben, und Deiner Mutter hat er's zugleich weggenommen. Deine Ahnel hat's ohne ſie nicht lange geduldet, und ſie iſt ihr nachgegangen. Dein Vater aber hat ſeit dem Begräbniſſe Deiner Mutter gehuſtet und hat ſich oft an die Bruſt gegriffen. Er und die Anderen haben ſchon gewußt, was das zu bedeuten hat. Der Bader hat von der Lunge geredet, aber ſie heißen es hier die Schleiferkrankheit. Die Glasſplitterchen, die beim Schleifen abſpringen, fliegen zu vielen Tauſenden in der Luft herum, und die Schleifer athmen ſie ein. Das ritzt und ſchneidet ſo fein in der Bruſt herum, daß ſie erſt gar nichts merken. Aber ſpäter kommt's, als ob ſie inwendig tauſend Meſſer hätten, und davon ſterben ſie langſam. So iſt der Schleiferſepp endlich auch erlöſt worden. Aber er hat's nicht als Erlöſung angeſehen. Er hat viel Schmerzen inwendig gehabt und hat doch immer geſeufzt: „Eine Ofenhitze möcht' ich noch erleben, möcht' noch ein Paar Pfennige für das Kind erſparen!“ Und er hat geſchliffen bis zum letzten Tag. Aber die neue Ofenhitze hat er nicht mehr erlebt. Dann ſind nur noch Du und ich dageweſen. Hienach iſt die Zenz zu uns gezogen, weil ſie auch niemanden gehabt hat und einſchichtig geweſen iſt.

Wenn ich nach allem dem ſo durch die langen Wälder gefahren bin, hätte auch ich Luſt verſpürt, wie Du dazumal, in die Erde gar manches hineinzuſchreien und zu weinen. Aber da wäre der Karren indeſſen ſtill geſtanden — und das wäre nicht gut geweſen. Hätte der Ahnel um die Todten geſchrien, ſo hätte ſein lebend Enkelkind um Brot geſchrien. Da hab' ich mir's auf-

gehoben, bis es mich ganz niederwirft, zum nimmer wieder Aufstehen — dann hab' ich ja Zeit dazu. So bin ich still gewesen und hab' mit den Leuten gelacht und gespaßt: bei den Lachern kauft und verkauft sich's leichter. Statt meiner lasse ich den Karren schreien und schaue dabei nach den Leuten aus, ob sie vom Federhelm etwas wollen, und im Walde nach den Buchenschwämmen, ob sie groß gewachsen sind. Unterweilen wohl, wenn der Karren in rechter Waldeinsamkeit gar zu herzzerbrechend aufschreit nach denen unter der Erde, kommt mir doch das Wasser in die Augen. Und das ist nicht gut, weil ich die Buchenschwämme nicht mehr sehe. Und ich hab' sie doch von unserem Hüttenherrn um drei Thaler jährlich gepachtet. Der Karren merkt das auch gleich. Er fängt mitten aus dem wilden Schreien an zu rufen: „Baldine! Denk' an die Baldine, Federhelm!" Darüber fass' ich ihn auch gleich fester mit den Händen, und die Augen werden gleich wieder hell. Es hat alles sein Gutes. Nur muß man's verstehen, mag es stumm sein oder laut schreien."

So verging Baldine die Zeit mit Fragen und Lauschen, bis der Tag kam, da der Karren wieder den Zaunweg emporkreischte; dann nach langen Tagen wieder einer, da er von oben herunterschrie. So ging es abwechselnd, bis der Sommer vorüber war. Den Winter über hielt der Karren seinen Winterschlaf. Der Federhelm schnitzte, pochte und leimte, Baldine aber sah und hörte zu. Und als der Frühling in das Land kam, schrien der erste Kukuk und der Karren wieder um die Wette im Waldrevier. Aber der Kukuk hat doch einen kürzeren Athem. Den Karren hört Baldine noch, nachdem der Ahnel von der Weghöhe verschwunden und der Kukuk still geworden ist.

Sie weiß jetzt, daß der gute Karren für den Ahnel schreit. Sie weiß jetzt auch schon, daß die anderen stummen Dinge ihre Sprache haben; man muß sie nur

herausfinden, wie der Ahnel gesagt hat. Sie fragt auch gar nicht mehr wie sonst alle die todten Dinge und sprachlosen Thierchen: Warum? Sie sieht ihnen nur lange zu, und dann weiß sie es schon von selbst. Sie hat die Eichhörnchen in den Fichtenwipfeln belauscht, und seitdem versteht sie ganz gut, was die Sonnenstrahlen treiben. Sie spielen ja gerade so wie die Eichhörnchen! Ausgelassen klettern alle die goldigen Lichter an den Stämmen auf und ab, springen voll Uebermuth von Ast zu Ast, verstecken sich in den belaubten Baumkronen, und nur ein winzig Sonnenfünkchen lugt noch schäkernd hinter einem Blatte hervor. Dann jagen sie einander von Baum zu Baum oder fahren wie toll über die Lichtung. Auch sie haben mitten im Spiele Angst vor Baldine, wie die Eichhörnchen. Da sie sich nicht in das Geäste der alten Fichte wagen, weil diese so schwermüthig dahinstarrt, so tanzen sie wenigstens um sie herum. Aber dort, wo der Rundtanz an Baldine vorüber huscht, weichen sie aus, just so weit, als Baldine groß ist; denn so weit reicht der schwarze Fleck in dem goldig flirrenden Reigen. Streckt sie gar die Hand aus, so springen sie, wie die Eichhörnchen, erschreckt zurück — die Hand und jeder Finger, selbst der kleinste, sind schwarz abgegrenzt auf dem Boden gegen das scheu zurückweichende Gold.

Der Zenz, die nicht mit dem Munde reden kann, hat Baldine schon so viel abgesehen, daß sie jetzt auch die Ameisen begreift und deren ganze Hauswirthschaft zwischen den zwei Fichtenwurzeln. Sie sieht ihnen täglich zu, wie sie sich abmühen, alles in Ordnung zu halten und zu säubern, gleichwie Zenz in der Waldhütte. Sie tragen manchmal abgerundete weißliche Dingerchen an die Sonne und wieder hinein, wie Zenz mit den Brotlaiben thut, ehe sie dieselben in den Backofen steckt. Zuweilen treten zwei zusammen und reden mit den feinen Fäden an den Köpfen, indem sie dieselben hin

und her rühren; sie streicheln auch einander, grüßen und verabschieden sich damit — die Fäden sind ganz wie die redenden Finger der Zenz. Aber sie zanken auch und prügeln einander — das that Zenz nie, wohl aber thaten es die bösen Dorfbuben. Die Ameisen aber, die Schnecken, die Schmetterlinge und alle die stummen fliegen, sie freuen und kränken sich und haben alle die feinen Fäden am Kopfe, mit denen sie ohne Worte zu einander reden, wie Zenz mit ihren Fingern. Baldine weiß das jetzt schon sehr gut.

Daheim aber kennt sie einen, der ist auch stumm, aber er freut sich niemals. Er ist immer nur traurig. Das ist der liebe Herrgott am Kreuze. Er hängt in der Stubenecke, hoch über dem Tische. Das Kreuz ist von schwarzem Holz, und daran ist der weiße Herrgott befestigt. Er kann nicht einmal mit den Fingern reden, denn beide Hände sind an die Kreuzarme genagelt. Die Blutstropfen rinnen ihm über Stirn und Brust, von den Händen und Füßen hernieder. Sein Gesicht ist so bleich und so traurig, zum Weinen traurig. Baldine ist auch einmal auf einen Stuhl und von dort auf den Tisch gestiegen. Sie hat ihn genau betrachtet; aber er war ganz in der Nähe noch trauriger anzusehen. Da legte Baldine ihre Wange, wie sonst an des Ahnel's Rockärmel, so an den blutigen Arm und weinte. Sie streichelte dabei die bleichen, abgehärmten Wangen und sagte schluchzend: „Armes Herrgottel! Sei doch nicht so traurig, liebes Herrgottel! Aber er blieb auch jetzt traurig und lächelte nicht wie der Ahnel, wenn sie seinen Aermel streichelte. Da ward sie zornig über die Nägel, die ihm an Händen und Füßen so wehe thaten, und zog und riß daran, bis ihre Wangen glühend, die Haare wirr und die Fingerchen blutig waren. So fand sie der Ahnel. Er brauchte lange, bis er sie beruhigt hatte. Dann erzählte er ihr, daß der Herrgott da oben alles höre, auch wenn er

nicht antworte, und nur traurig sei, weil er die Trauer von allen Menschen auf sich lade.

Seitdem klettert Baldine sehr oft auf den Tisch und sitzt vor dem traurigen, bleichen Gesicht. Die blutlosen Lippen bleiben immer stumm, die Augen starr, regungslos die Finger, aber sie weiß: er hört alles. Alles, was sie sonst dem Ahnel sagt, erzählt sie dem stummen Herrgottel, wenn der Ahnel nicht daheim ist. Hat sie irgend ein Leid, so weint sie vor ihm; er ist ja gut, hat der Ahnel gesagt. Und hat sie ein Anliegen, so bittet sie ihn, schmeichelnd oder wohl auch ungeberdig und ungestüm. Der Doctor, der kann alles, wenn der Mensch krank ist; der stumme Herrgott aber ist noch über dem Doctor, er kann viel mehr. Alles, was Baldine nur immer ersinnen und ausdenken kann während des Sonnenstrahlentanzes um die Fichte oder während des Mondlichtertanzes um ihr Bettchen — das alles kann er.

Eines Abends kam der Federhelm sehr müde heim, so müde, daß er am nächsten Morgen nicht aufstehen konnte. Baldine saß an seinem Bett und redete zu ihm, weil er vor Mattigkeit ihr nicht vorerzählte wie sonst. Zenz aber schlich sich fort und brachte den Doctor mit. Baldine lachte und sprang herum vor Freude. Jetzt war ja alles gut: morgen würde der Ahnel wieder aufstehen und mit ihr in den Wald gehen, Schwämme zu suchen. Der Doctor war da gewesen, und der kann ja alles.

Jedoch der Ahnel stand auch am nächsten Tage nicht auf und redete fast gar nichts mehr. Als der Doctor kam, faßte ihn etwas so krampfhaft an den Fingern, daß es ihm fast wehe that. Es war Baldine. Sie sah ihn vorwurfsvoll an und sagte trotzig: „Warum gibst Du dem Ahnel nicht das bittere Wasser? Mir hast Du's gegeben, und ich bin dann aufgestanden. Du kannst alles — Du magst aber

nicht! Den Ahnel läſſeſt Du liegen — gib ihm das bittere Waſſer!"

Der Arzt lächelte und ſagte beſchwichtigend: „Ja, ja!" Da erſt ließ ſie ſeine Hand los. Er gab dem Federhelm auch ein bitteres Waſſer — aber es hat nicht das rechte ſein müſſen, denn der Federhelm redete den ganzen Tag kein Wort; am Abend aber ſagte er lächelnd zu Baldine: „Es hat alles ſein Gutes — nur verſtehen ..."

Dann verſtummte er plötzlich und blieb für immer ſtumm — wie die Fichte draußen, wie die ſpielenden Sonnenſtrahlen, wie der traurige Herrgott oben in der Ecke. Das letzte tönende Menſchenwort in des Kindes Umgebung war verklungen.

Der Doctor kam noch, den Todten zu ſehen. Baldine warf ihm einen Blick voll des glühendſten Haſſes zu. Sie war bisher von dem todten Ahnel nicht wegzubringen geweſen; jetzt ging ſie hinaus und kam erſt wieder herein, als der Doctor ſchon weit weg war. Jahre darauf noch wich ſie ihm aus, und wo ſie das nicht konnte, ſtand ſie ihm nicht Rede.

O, es war nicht richtig — er konnte nicht alles, nicht einmal Weniges: er hatte den Ahnel ſterben laſſen! Sein Bild war in ihrer Seele verfallen, zuſammengeſunken, verſchrumpft; es war wie der Ball, den der Ahnel angeſtochen — ein Nichts. Und Baldine warf den Doctor für immer hin zu dem mißgeſtalteten grauen Lappen und zu dem Hampelmann mit den Spänen im Leibe.

2.

Jahre ſind ſeitdem vergangen. Baldine iſt herangewachſen bei dem ſtummen Herrgott und der ſtummen Zenz. Zuletzt hat Zenz auch aufgehört, mit den Fingern zu reden, und iſt geſtorben. Da hat Baldine den ſtummen Herrgott genommen und iſt mit ihm in die Sägemühle oben im Walde gezogen.

Dort sind schnelle Füße nothwendig und junge Arme. Der Müller und sein Weib sind alte Leute. Es wird ihnen schon recht schwer, zuweilen ganz unmöglich, alles selbst zu Ende zu führen in Mühle, Stall und Stube, auf der Waldwiese oben und dem Kartoffelfelde unten in der Thalmulde. Sie haben es überdies auch gar nicht nöthig. Die Mühle ist zwar nicht ihr Eigenthum; sie gehört, wie alles ringsum, dem Herrn der Glashütte. Aber sie hausen seit vierzig Jahren da oben und haben ein rechtschaffen Stück Geld beiseite gelegt. Sie könnten es ganz aufgeben weiter zu schaffen und sich zur Ruhe setzen. Jedoch das Arbeiten ist ihnen geworden wie das Athmen; stände es still, so ginge es auch mit dem Leben zu Ende. So wirthschaftet denn der Alte noch immer vom frühen Morgen an in der Sägemühle, sein Weib im Hause herum. Baldine greift da und dort zu, wo es eben etwas zu thun gibt.

Bei der Mittags- und Abendmahlzeit sitzen sie dann alle drei beisammen in der Mühlstube, aber keines redet. Die beiden Alten siedeln in der Einsamkeit der Waldhöhe seit vierzig Jahren allein und haben so nach und nach das Reden verlernt. Auch ist in der blankgescheuerten Stube etwas zu sehen, was ihnen schon vor langer Zeit mochte die Rede tief verschlagen haben. In der Mitte der Stubenwand, den Fenstern gegenüber, lehnt das wunderliche Ding: ein altes Kinderstühlchen. Daneben in einem Glasschränklein ist eine Puppe zu sehen, ein Kinderhäubchen, Hemdchen und Strümpfchen — alles rein, aber vergilbt vom Alter. Sonst ist nichts an der langen Wand; Kinderstuhl und Glasschränklein stehen dort allein und abgesondert von des Tages nöthigem Geräthe, wie ein Altar. Die ganze Stube mit ihrem reinlichen Glanz scheint nur ihretwegen da, sowie auch das Schweigen und Sinnen der beiden Alten, wenn ihre vier Augen unter den weißen Haaren auf das Stühlchen gerichtet sind, wie es so stumm und

leer dasteht. Baldine meint, sie lassen, wie einst der Ahnel den Karren, so den Waldbach für sich schreien oder reden, wenn er laut in das Mühlrad niederstürzt oder leiser abseit der Schleuse murmelt.

Baldine ist das Schweigen gewohnt aus Kinderzeiten her, so oft der Ahnel fortgegangen war, und die Jahre über, seit er für immer davongezogen. Sie ist nicht oft aus der einsamen Waldhütte von dem stummen Herrgott und der stummen Zenz weggekommen. Die Dörfler hat sie ja längst hingeworfen zu Ball, Hampelmann und Doctor. Sie hatten sich um Krankheit, Tod und Begräbniß erst des Ahnels, später der Zenz, nicht im Mindesten gekümmert — das waren ihnen viel zu arme Leute. Zenz aber hatten sie bei Lebzeiten verlacht, geneckt und ihre Fingersprache höhnend nachgeäfft; die Dorfkinder zumal waren unerschöpflich in tückischen Streichen gegen die arme, unbehilfliche Stumme gewesen. Das hat ihnen Baldine nicht vergessen — sie vergißt nie.

Kam sie später einmal in das Dorf, so nickten ihr wohl die jetzt zu Burschen erwachsenen Dorfbuben schon von Weitem zu, gingen ihr nach und hielten sie an, um mit ihr zu reden. Ja, sie ließen die anderen Mädchen stehen, um ihr nachzulaufen und zuzurufen, daß sie das hübscheste Dirndel sei rings im Walde. Von allen Seiten erklang es: „Baldina! Pauline! Palina!“ — je nachdem sich jeder den Namen zurecht gelegt hatte. Aber es war ohnedies alles eins, wie sie denselben auch radebrechen wollten — sie hörte auf keinen hin. Sie lachte weder, noch erzürnte sie sich darüber; ja, sie blickte nicht einmal auf. Ernst und wortlos trat sie beiseite und ging ruhig ihres Weges weiter. Ebenso stumm ging sie an den Mädchen vorbei, welche ihr einerseits ihre Schönheit mißgönnten und andererseits hämische Glossen über ihr ärmlich Gewand machten. Da sie überdies trotz allen Aufforderungen auch nie

am Sonntage zur Tanzmusik kam, so gerieth sie nach und nach bei den Burschen in den Ruf, hochmüthig zu sein, während die Mädchen im Gegentheile darüber kicherten, daß sie sich wohl ihrer Armuth schäme. So hielt sie es auch, nachdem sie in die Sägemühle gezogen war, und die Dörfler hielten es so mit ihr. Mancher der Burschen schlich sich wohl noch zuweilen heimlich hinauf in die Nähe der Mühle, gab es jedoch bald auf. Zuletzt versuchte es auch keiner mehr, sie anzureden. Aber stehen blieb doch jeder, wenn sie vorüberging, und blinzelte ihr nach. Wenn sie im Walde für die Ziegen Gras von den Rainen sichelte, blieben sie auch von Weitem stehen, ohne sie zu sehen, und hörten zu, wie sie sang. Es war eine seltsame Stimme, tiefe Töne, wie sie kein Dirndel im Dorfe hervorbrachte. Das klang fast schauerlich durch den Wald, und keiner, der es je gehört, hat es vergessen können. Auch war es seltsam, daß sie nicht die Strophen sang, wie sie durch das Waldviertel im Brauche sind. Es waren aber auch keine fremden Strophen, ja überhaupt gar keine Lieder: es war ein Singen ohne jegliches Wort. Alles Unausgesprochene trat ihr in solcher Einsamkeit als wortloser Sang auf die sonst stummen Lippen. Von wem sie das erlernt? Es war ein Getön, bald wie Vögel im Gezweige flöten, bald wie die Waldluft, wenn sie mit mächtigem Orgeltone durch die vollen Kronen einherbraust — jetzt wieder gleich dem leisen Summen der wilden Bienen.

Den Tag des Herrn feiern in der Sägemühle auch Waldbach und Mühlrad. Am Nachmittag ruht dann auch alle Arbeit im Hause. Der Müller raucht schweigend seine besondere Sonntagspfeife, die Müllerin stäubt schweigend die Puppe und das Kinderhäubchen im Glasschränklein ab. Baldine verläßt das Mühlhaus und geht schräg durch den Wald. Aus der Tiefe zittert hie und da verloren ein Ton herauf von der Tanz-

musik des Dorfes — aber sie hält nicht an, um zu lauschen. Der schwarze Müllerhund geht hinter ihr wie immer; er folgt ihr allenthalben wie ihr Schatten. So gehen Beide über Moos und Baumwurzeln, bis sie den Waldweg erreichen, und steigen auf ihm vorwärts.

Auf der Höhe des Weges, dicht an dem Weggraben, ragt aus dem niederen Vorholz eine uralte Buche. Ihr Stamm ist nicht zu sehen, denn rings stehen Bretter schräg an ihn gelehnt. Einige davon sind ungehobelt und zeigen ein ungefüge eingeschnitten Kreuzlein; andere sind verziert und mit bunten Farben bemalt. Das sind die „Todtenbretteln" des Hüttendorfes. Kirche und Friedhof liegen weitab vom Walde, mühsam erreichbar über Gebirgswege im Sommer, durch Schneewehen noch fester abgeschlossen im langen Winter. Darum bettet man jeden Todten des Dorfes auf ein Brett und läßt ihn darauf ruhen, bis er in den Sarg gelegt und auf den fernen Friedhof nach Oberau getragen wird. Durch des Todten Berührung ist das Brett geweiht und geheiligt. Dann wird es in den Wald getragen und an die Buche gelehnt. Wer des Verstorbenen gedenken will und doch nicht zu dem fernen Grabe eilen kann, der geht zu dem Brette, darauf jener seinen langen Schlaf begonnen. Aber auch, wer nicht eben der Todten gedenken will, kommt zu der Stätte. Wer aus dem Dorfe fortgeht, und wer dahin heimkehrt, er muß an ihr vorüber — es steigt kein zweiter Pfad über die Berge. So kann niemand die Todten vergessen: sie stehen mahnend am Wege und flehen leise oder laut um ein Gebet, ein Entblößen des Hauptes, ein kurzes Erinnern, oder auch nur um einen Blick. Und mag sich auch äußerlich des Armen ungehobelt Brett neben dem glatt bemalten des Reichen darstellen wie Bilder ihres Lebenslaufes: rauh, mühsam und traurig bei dem ersten, eben, mühelos, bunt-

freudig bei dem zweiten — innerlich ist es doch bei Beiden das gleiche thränenreiche Menschengeschick gewesen; und die leere, rauhe Fläche sagt dort nichts anderes wie hier, auf glattweißem Grunde, die verzierte Inschrift:

Jetzt hab' ich überwunden,
Jetzt bin ich sorgenfrei;
Die langen Trauerstunden
Sind, Gott sei Dank, vorbei!
Jetzt fang' ich an zu leben,
Da ich gestorben bin:
Ich werde wie die Reben
Am Weinberg wieder grün.

Und noch etwas. Die armen Seelen — sagen die Wäldler — büßen im Fegefeuer, so lange ihre Todtenbretteln fest bleiben. Am längsten aber dauern die Bretter der Reichen aus: der Farbenüberzug schützt sie vor rascher Zerstörung.

Unten um den Stamm liegen zerbröckelt und morsch die alten Todtenbretteln. Die, welchen diese Todten einst lieb gewesen, haben sie in der Erinnerung niedersinken lassen, wie die Zeit mit deren Brettern gethan, oder sie sind selbst schon todt, und ihre Todtenbretteln lehnen auch schon an der Buche. So stellt sich eine Bretterreihe über den Moder jener, die vor ihr da gestanden, wie sich ein Menschengeschlecht erhebt aus dem anderen. —

Baldine sitzt an Sonntagen gern auf dem Steine vor der Buche. Des Vaters und der Mutter Todtenbretteln sind längst zu Boden geglitten; die des Ahnels und der Zenz stehen noch, aber sie werden schon von unten brüchig. Der Geist der beiden Todten umweht die Stätte, und die zwei verstehen auch ohne Worte, was Baldine auf dem Steine sinnt und träumt. Ohne Worte versteht auch Baldine, was ihr die Todten zulispeln, was der murmelnde Bach daneben sagt und über ihr Finkengesang und Sperberschrei, wenn sie die

Waldblumen sucht zu Kränzlein für die zwei Todtenbretteln. Da hebt sie mit ihrer tiefen Stimme den seltsamen Sang ohne Worte an, welchen keiner vergessen kann, der ihn je heimlich angehört. Denn sie verstummt, wie der Waldvogel über ihr, wenn ein Mensch naht.

Dann kam eine Zeit, da Baldine nur zu den Todtenbretteln eilte, um die Kränzlein, die sie schon auf dem Wege dahin geflochten, aufzuhängen und ohne Aufenthalt heimzukehren; denn Wasser und Rad hielten keine Feiertagsruhe mehr. Es gab viel zu schaffen. Der Hüttenherr hatte schon lange darüber nachgesonnen, wie er sich den Waldbestand des Grünberges nutzbar machen könnte. Es ragte da oben ein alter, prächtiger Wald; jedoch das Hinabschaffen der Stämme war so umständlich und schwierig, daß er nach vielen mißlungenen Versuchen noch immer nicht wußte, wie es zu bewerkstelligen sei. Er hatte sich dann darüber in der Stadt Raths erholt und endlich einen braungebrannten Mann mitgebracht, der ein einzigesmal in den Wald hinaufstieg und sofort mit der Sache im Reinen war.

Signor Vico — so nannte sich der Mann — hatte einen wohlgeübten, scharfen Blick für dergleichen und sah Dinge, für welche die Gelehrten sammt ihren Brillengläsern blind waren. Er war kein Gelehrter, sondern ein alter Praktiker. Seit Jahren sammelte er im Frühling sein Häuflein junger, kräftiger Leute in seiner lombardischen Heimat und führte sie nordwärts, wo es den Bau von Eisenbahnen, Straßen, Dämmen, eine Felssprengung, Regulirung von Flüssen, Trockenlegung eines Sumpfes galt. Die Italiener zeigten in allem ein merkwürdiges Geschick, griffen jegliches Ding am rechten Ende an, waren fleißig und machten bescheidene Ansprüche. Da sie mäßig lebten, brachte gleichwohl jeder im Spätherbste sein ansehnliches Sümmchen heim.

Signor Vico war der Impresario der vielköpfigen Truppe. Er radebrechte das Deutsche gar wunderlich,

aber es war gerade hinreichend, um sich mit den Arbeitgebern über Leistung und Entlohnung zu verständigen. Dieses Sprachtalent machte ihn dann auch während der Arbeitzeit zum allgemeinen Dolmetsch im Verkehre zwischen den Italienern und der Bevölkerung. Außerdem war er der Generalstabschef, Obercommandant, Profos, der allüberall gegenwärtige Generalinspector seiner Armee. Seine Frau, ein behäbiges, gelbes Weiblein mit blitzend schwarzen Augen, unterwühlte mit ihren weichen, rundlichen Händen sanft, aber sicher die starre Tyrannei ihres Gemahls. Sie lenkte seine zornigen Aufwallungen von dem Schuldigen ab, gab hinter seinem Rücken hie und da einen Vorschuß, heilte die Kranken mit selbstbereiteter Medicin und flickte schadhafte Röcke oder etwaige Verwundungen mit eigenen Händen. In Ermangelung eigener Kinder betrachtete sie alle die jungen Arbeiter als ihre Kinder. Vor dieser mütterlich wohlwollenden Tyrannei mußte selbst die energische Natur ihres Mannes jedesmal den Rückzug antreten. Signora Vico kannte Lebenslauf, Liebeskummer, Hoffnungen und Sorgen eines jeden und plauderte mit ihnen darüber in der großen Arbeiterhütte während der müßigen Abendstunden. So hatte sie Aller Herzen für sich, aber auch Aller Magen. Denn sie war es, welche in dem ungeheueren Kessel, der immer mit der Armee zog, die gemeinsame Mahlzeit über dem offenen Feuer bereitete: die übliche, immer wiederkehrende, immer mit neuem Jubel begrüßte Polenta. Sie verstand sich, wie keine zweite, darauf, dieselbe genau nach der Tradition der Heimat zu kochen und mit dem üblichen Käse reichlich zu bedenken. Im Genusse des Mahles vermeinte wohl mancher daheim zu sein, in der schönen Lombardei. Der erste, der dann seinen Holzlöffel hinlegte, stimmte eine der süßtönenden italienischen Volksweisen an, der zweite fiel in der Terz ein, und so fort, bis die ganze große Familie sang und Signora Vico

mit dem gewaltigen Rührlöffel über dem Polentakessel dazu den Takt schlug. Signor Vico aber thronte abseits und verpuffte mit großer Würde seine Cavourcigarre. Jedoch auch er konnte sich nicht enthalten mit hineinzubrummen im tiefsten Basse der Operncomthure, aber vorsichtig piano, um seiner Würde nichts zu vergeben.

Signor Vico also kam nach einmaliger Besteigung des Grünberges in den Salon des Hüttenherrn und legte ihm sofort in seinem grauenhaften Deutsch seinen Plan dar. Es war das Ei des Columbus. Der Waldbach stürzt seitwärts an dem Berge hinab — wozu läßt man ihn nutzlos hinabstürzen? Wozu Menschenhände und Zugochsen, wenn er selbst es thun kann? Soll der Waldbach allein, ohne zu arbeiten, nur so zum Vergnügen spazieren laufen? Signor Vico redete sich dabei immer tiefer in einen giftigen Zorn gegen den arbeitscheuen Waldbach hinein, ballte die braunen Fäuste und drohte zum Fenster hinaus. Wozu ferner um unsinniges Geld einen Fahrweg in Serpentinen auf den Grünberg für die Zugochsen? Der Waldbach hat schon ohnedies seinen eigenen Hohlweg, auf dem er müßig spazieren fährt. Signor Vico wird seine Arbeiter herbringen, die eben den Eisenbahnbau bei der Stadt vollendet haben. Sie werden das Faulenzerbett theilweise reguliren, die hinderlichen Felsblöcke daraus beseitigen, oben ein Reservoir mit Schleuse anlegen, den Wald niederhauen, das angesammelte Holz in das Stauwasser werfen, die Schleuse öffnen und: „Fuori di quà! 'inaus mit ihm! Wald und Wasser spazieren vorwärts, erst adagio, dann animo — coraggio! — mehr presto, dann prestissimo und — via di quà! pack dik fort! — 'ört und sikt man nix mehr!“ Signor Vico stellte dabei einen Holzstamm vor, sprang immer rascher und duckte sich immer niedriger, bis er auf dem Boden kauerte. Das bedeutete, daß der Stamm zuletzt unten

bei der Glashütte angelangt war. Nach dieser anschaulichen Methode dargestellt, mußte die Sache auch dem Hüttenherrn eingeleuchtet haben; er schlug ein.

Wenige Tage danach hielten die Italiener ihren Einzug, von den weltabgeschiedenen Dörflern angestaunt wie wilde Thiere. Zumal Signora Vico mit ihrem gelben Gesicht und den funkelnden Augen war ihnen ein seltsamer Anblick, der in das Unheimliche stieg, als sie dieselbe Abends in dem riesigen Polentakessel herumrühren sahen. Seitdem war es eine ausgemachte Sache, daß sie eine Hexe sei. Den ersten Verdacht in dieser Richtung hatte übrigens die Seltsamkeit des Thieres erregt, welches dem Wäglein vorgespannt war, auf dem sie bei ihrem Einzuge gethront hatte. Es sah halb wie ein Pferd, halb wie ein Esel aus, welch letzteren die Wäldler auch nur vom Hörensagen kannten, wie Drachen, Lindwürmer und anderes sagenhafte Gethier. Unter den Dorfburschen erregte der ganze Aufzug viel höhnisches Gelächter, hämische Mienen und bedeutungsreiches Achselzucken. Sie selbst trugen dieselbe Tracht, die ihre Väter und Großväter und schon deren Väter getragen hatten; der abgeschiedene Wald hält zäh an allem Ueberlieferten. Nun tänzelten ihnen da Bursche herein mit hohen, breitkrämpigen Filzhüten, blutrothe Tücher um Hals oder Hüfte geschlungen, einige gar mit rothen Hemden. Die Dorfmädchen dagegen höhnten nicht; sie machten nur große Augen und wurden roth, wenn so im Vorübergehen ein Blick der Fremden länger an ihnen haften blieb. Die männlich braunen, hübschen Gesichter mit den schwarzen Haaren und Bärten, die feurigen, dunklen Augen, die kräftigen Gestalten — alles dies war ganz anders als an den Dorfburschen, einem am glühenden Hüttenofen, beim Pochhammer, am Schleifrade verkümmerten Geschlechte.

Am nächsten Morgen schon sah man die Italiener rührig auf dem Grünberge herumhantiren; Signor Vico

oben auf dem Gipfel, das Kinn auf den Stock gestützt, mit lauter Stimme seine Befehle ertheilend; Signora Vico unten beim offenen Feuer, den großen Kessel überwachend. Zwischen beiden Polen regte sich das braune Volk emsig wie ein Häuflein Waldameisen. Nach vier Wochen schon konnte man einen Versuch wagen. Die Schleuse ward geöffnet — „Fuori di quà!" schrie Signor Vico, und unten begrüßte die Signora die anlangenden Holzstämme mit einem weithin schallenden „Evviva!"

So ist es gekommen, daß der Waldbach, der die Sägemühle treibt, keine Ruhe mehr hat, so wie sein Bruder auf dem Grünberge. Signor Vico hat es scharf auf die Faulenzer abgesehen. Der Bach muß jetzt selbst am Sonntage das Rad der Säge drehen, um die vielen Stämme aufzuarbeiten. Ja, der Toniello, der Tausendkünstler unter den Italienern, machte ihm noch mehr zu schaffen. Nach einer Unterredung mit dem Hüttenbesitzer, bei welcher Signor Vico als Dolmetsch fungirte, baute Toniello unterhalb der großen Sägemühle noch ein Wasserrad in den Waldbach, das durch allerlei Riemen ein Rad mit hakigen Zähnen in blitzschnelle Bewegung setzte. Damit wurden die schlechteren Stämme, welche nicht zu Brettern taugten, in große Scheite für die Glasöfen zerschnitten.

Toniello kam auch in die Sägemühle hinauf und zeigte dem alten Müller manche Dinge in dem Getriebe, die nicht richtig in das Ganze eingriffen. Einiges hatte der Müller schon selbst gewußt; nun sah er auch Fehler, von denen er keine Ahnung gehabt hatte. Die Verständigung ging mit Handgriffen, Zeichen und mit Zeichnungen vor sich, welche Toniello dem Müller in einem Nu auf das nächste Brett hinwarf. Wenn aber der Müller einmal etwas gar nicht begreifen konnte, so sagte es ihm Baldine mit deutlichen Worten; denn sie verstand die Sprache der herumfahrenden Arme und Finger noch von der Zenz her sehr gut. Toniello

ließ es jedoch keineswegs bei dem Aufdecken der Fehler bewenden; er machte sich auch an das Beseitigen derselben. Der Gutsherr hatte seit dem gelungenen Werke der unteren Säge ein unbedingtes Vertrauen zu Toniello und ließ ihm freie Hand in allen Verbesserungen. Wenn am Abende das Rad stillstand, machte sich Toniello an das Werk. Große Kienspäne brannten über einer feuersicheren Pfanne; der Müller half bei der Arbeit, und Baldine sah auf Toniello's Augen und Finger, um selbst zuzugreifen oder dem Müller zu sagen, was jener verlange. Der Müller zündete seine Pfeife an und dachte, daß sein verstorbener Junge jetzt ebenso alt sein und ihm an die Hand gehen könnte, wie der Fremde da neben ihm. Er betrachtete Toniello nachdenklich von allen Seiten und sann nach, ob sein Junge wohl auch so ausgesehen hätte. Dann schüttelte er den Kopf. So große, schlanke Gestalten wachsen nicht in dem Waldviertel, und entsann er sich eines, der nahezu so groß gerathen war, so gelenk und fein gebaut war der doch nicht gewesen wie der Fremde. So, hatte der Müller immer gemeint, mußten etwa die großen Herren in der Stadt die Füße vor sich setzen und die Hände bewegen. Auch diese schmal geschnittene Nase mit den zitternden Nasenflügeln, den geschwungenen Mund, die hohe Stirn hatte er nie im Walde gesehen. Ganz und gar absonderlich erschien dem flachshaarigen Wäldler die blauschwarze Farbe an Haar, Brauen, den langen Wimpern und dem Bärtchen der Oberlippe. Und wieder schüttelte er nachdenklich den Kopf: sein Sohn hätte ganz anders ausgesehen. Aber es wäre ihm lieb gewesen, dachte er, wenn er genau so ausgesehen hätte wie der Fremde. Baldine stand, vom Feuerscheine der Kienspäne übergossen, ruhig daneben und sah unverdrossen nach den Fingern und in die Augen des Arbeitenden. War endlich ein Ding so weit in Ordnung, daß der Eingriff den Mühlgang nicht störte, so

sprang Toniello auf, drückte dem Müller stumm die Hand, nickte Baldine zu, setzte seinen breitkrämpigen Hut auf und schritt durch die Nacht abwärts in das Dorf. Sein heller Gesang tönte von dem Waldpfade zu dem Müller und zu Baldine hinauf, immer ferner, immer leiser, bis endlich alles still war.

Baldine ging in die Dachkammer und kniete nieder vor dem stummen Herrgott auf dem alten, schwarzen Holzkreuze. Sie betete ihren Abendsegen und legte sich dann zur Ruhe. Es war, als singe sie etwas in den Schlaf, immer ferner, immer leiser, bis alles still war. Sie sang es leise nach, wie es ihr im Ohre fortklang, ohne Worte, und darüber schlief sie ein.

Der Müller blieb, ehe er sich niederlegte, eine Weile sinnend vor dem leeren Kinderstuhl stehen. Dann murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin: „Er hätte doch nicht so ausgesehen!"

Toniello endlich ging hinab zu Signora Vico. Er war ihr bevorzugter Liebling. Sie hob ihm seine Abendmahlzeit auf und schob ihm überdies jedesmal einen Leckerbissen aus Eigenem zu. Toniello vergalt es dem guten Weiblein mit aufrichtiger Anhänglichkeit. Sie war die Einzige, mit der er sich über alles ausplauderte; denn mit seinen Gefährten hatte er nur den nöthigen Umgang bei der Arbeit. In Mußestunden saß er lieber allein, sann über irgend eine kunstvolle Maschine nach, zeichnete ineinander greifende Räder und Hebel, oder malte mit schlechten Wasserfarben Blumen und Thiere erstaunlich lebendig auf einen Papierbogen hin. Am Sonntage saß er gewöhnlich ein Stündchen bei Signora Vico; dann verlor er sich — man wußte niemals, wohin.

Die anderen Italiener brachten den Sonntag im Wirthshause zu. Sie hatten daselbst ihren eigenen großen Tisch, spielten Mora, sangen im Chor, verübten viel Lärm und verzehrten bei ihrer angewohnten

Sparsamkeit nur wenig. Der einzige Beppo war des Wirthes Augentrost: der verzehrte und vertrank, was er die Woche über verdient hatte, mitunter auch noch mehr. Aber derselbe Beppo war für den Wirth auch wieder der Gegenstand steter Besorgniß. Er pflegte nämlich jedesmal zuerst einen Lärm mit Fäusten, Absätzen und der Kehle zu verüben, daß Dörfler und Italiener immer lauter und lauter reden mußten. Hatte er es glücklich dahin gebracht, daß ein dumpfes Tosen die Wirthsstube durchdröhnte, so war das für ihn erst so eine Art Grundbaß, über dessen Tiefen er alsbald seine schrille Stimme hinsausen ließ. Wenn er so das lauteste Lärmen überschrie, fing es ihm an, leidlich zu werden; aber lange noch nicht behaglich. Dazu gehörte Aufwallung, Zorn, Streit, Rauferei. Er unterzog sich dabei nicht etwa erst der Mühe, lange nach einem halbwegs triftigen Anlaß zum Zanke zu fahnden. Die Nase eines Dorfburschen, die seinen idealen Anschauungen von Nasen nicht genau entsprach, oder die Bartform eines seiner Landsleute genügte ihm vollständig, um sich unter höhnenden Ausfällen immer tiefer in den Abscheu vor dem Betreffenden hineinzureden. Mochte der Verhöhnte antworten oder schweigen, in jedem Falle bildete sich Beppo ein, tief beleidigt zu sein. Er ging auch sofort, um seine Schmach zu rächen, zu Thätlichkeiten über. Der Dorfbursche, der von den Hohn- und Racherufen nichts verstand, erkannte erst bei dem ersten Faustschlage, daß er Beppo unwissentlich beleidigt habe. Und wie das schon zu geschehen pflegt, wenn an heißen Sommertagen die Köpfe durch einen raschen Trunk erhitzt sind, so nahmen alsbald auch die Uebrigen Partei. Aus dem Zweikampf entspann sich ein allgemeines Handgemenge; dann wurden die Bierkrüge, später Stühle und ausgerissene Stuhlbeine zu Hilfe genommen. Mitten in dem Chaos bewegte sich Beppo wie der Fisch im Wasser. Das war sein

Element. Vollkommen befriedigt war er indes nur, wenn er mit seinem Messer hatte herumstechen können. Signor Vico hatte deshalb manche Unannehmlichkeit zu verdauen gehabt. Seine Frau mahnte ihn wohl jedesmal, Beppo zu entlassen, den sie ihrerseits weniger wegen seiner Raufsucht, als wegen seiner oft bewiesenen Hartherzigkeit nicht leiden mochte. Signor Vico stimmte ihr in der Theorie bei; Beppo war ein herzloser, böswilliger Mensch, ein unverbesserlicher Störenfried und Taugenichts, der trägste Arbeiter und der stärkste Esser. In der Praxis dagegen lag die Sache anders; Beppo war nebenbei auch seines Bruders Sohn, war ein Vico wie er selbst. So blieb denn Beppo und trieb sein Unwesen weiter, bis ihn die jeweilige Landesbehörde wegen eines Messerstiches eine Zeit lang festsetzte. Dann kam er zurück; Signor Vico hatte die Schwäche, seines Bruders Sohn abermals aufzunehmen, und das alte Treiben fing von vorn ab.

Wie Beppo die Männer durch sein Organ oder noch lieber durch sein Messer zu knechten suchte, so die Weiber durch sein Aeußeres. Sein Gesicht hatte zwar einen boshaft rohen Ausdruck und war durch Blatternarben entstellt; auch die untersetzte Gestalt mit den beständig zuckenden Gliedern war nichts weniger als anmuthend. Aber er hielt sich für unwiderstehlich. Wo er eine Dorfschöne von Weitem erblickte, warf er ihr Kußhändchen und schmachtende Blicke zu; vorübergehen aber konnte er an keiner, ohne ihr unter das Kinn zu greifen oder sie um den Leib zu fassen. Seine vermeintlichen körperlichen Vorzüge suchte er überdies durch eine besondere Veranstaltung in das rechte Licht zu setzen. An Sonn- und Feiertagen nämlich zeigte sich Beppo dem staunenden Volk in einem Frack, den er um billigen Preis in der Stadt beim Trödler erhandelt hatte. Wenn er sich selbst so betrachtete — oben den breitkrämpigen Calabreser mit der Hahnenfeder, unten

die hohen Knieſtiefel in Falten gelegt, die ſeine etwas krummen Beine bedeckten, um die Hüfte das blutrothe Tuch geſchlungen, um den Hals ein kleineres, orangerothes Tüchlein, eine roſenrothe Weſte über dem zinnoberrothen Garibaldihemd, und zu allem dem den ſchwarzen Frack — er war wirklich unwiderſtehlich. Er vermochte dabei nur mit einem gewiſſen Mitleid an alle die Weiber zu denken, welchen er den Kopf verrücken werde. Eine davon ſollte glücklich werden; er wollte ſie erhören. Es war das Mädchen in der oberen Sägemühle. Mit ihren goldblonden Zöpfen und himmelblauen Augen war ſie die Schönſte des Dorfes. Eigentlich hatte er, wenn er nachdachte, ſelbſt anderswo bei allen ſeinen Irrfahrten keine geſehen, die ſich ihr auch nur vergleichen konnte — nicht einmal die Mädchen, die er in der Stadt, bei dem Ankaufe des Frackes, geſehen hatte. Sie war alſo ſeiner würdig. Eigentlich hatte er, wenn er ſich jetzt recht beſann, den Frack auch nur ihretwegen gekauft. Seitdem ſtolzirte er damit in jeder müßigen Stunde vor dem Müllerhaus und an der Sägemühle vorüber. Er hatte dabei zwar genugſam Gelegenheit, das Mädchen zu ſehen, aber ſie zeigte ſich nie allein. Immer war der Müller oder deſſen Weib mit ihr, und ſehr oft Toniello. Er war überzeugt, daß ſie ſeine zärtlichen Blicke bemerkt habe und zu würdigen wiſſe. Jedem anderen ſeiner Landsleute hätte er ſo oder ſo — mit dem Meſſer natürlich — begreiflich gemacht, daß er ſich beiſeite drücken und verziehen müſſe, weil er, der Beppo, mit dem Mädchen allein zu verhandeln habe. Toniello indes war der Einzige, an den ſich Beppo nicht recht wagte. Er hatte es nur ein einzigesmal verſucht und gegen ihn das Meſſer gezückt; Toniello hatte es ihm mit einem Griff entwunden, ihn ſelbſt aber mit ſeinen gelenken Armen gefaßt und zu Boden geworfen, daß ihm einige Tage der Kopf gebrummt hatte.

Beppo verstand sich jedoch auf das Spähen. Eines Nachmittags, als Baldine einen Kübel Milch in das Dorf hinabtrug, stand plötzlich Beppo mit ausgespreizten Beinen auf dem Waldwege da. Er ließ schon von Weitem alle die gewohnten Kunststücklein los: Kußhändchen, heftige Armbewegungen gegen den Himmel und jene Stelle, wo er sein Herz vermuthete, gefaltete Finger und von Neuem Kußhände. Baldine ging unbekümmert vorwärts, als gelte das lächerliche Treiben jemandem, der hinter ihr herabkomme. Als sie aber zu Beppo kam, mußte sie doch sehen, daß es ihr gelte. Denn Beppo stellte sich ihr in den Weg, ließ sie nicht weiter und setzte das frühere Thun jetzt in der Nähe fort. Immer noch ruhig, schritt Baldine vom Wege seitwärts in den Wald und wollte zwischen den Bäumen weitergehen. Aber Beppo sprang nach und faßte sie am rechten Arme. Mit der linken Hand hielt sie den vollen Milchkübel auf dem Kopf im Gleichgewicht und hatte so keine andere Waffe als den stolzen Blick. Aber um den kümmerte sich Beppo wenig und faßte sie um den Leib. Da bäumte sie sich auf, riß wild den Kübel vom Kopf und schüttete den ganzen Inhalt auf Beppo aus. Er war einen Augenblick wie blind, und der Zorn steigerte jetzt noch seine Begierde. Er stürzte auf Baldine los, schlang seine Arme um sie und riß sie an sich. „Beppo!“ tönte es in diesem Augenblick an sein Ohr. Er sah auf, aber im Sturme seiner Leidenschaft war es ein rein mechanisches Schauen; vielleicht erkannte er sogar Toniello, der ihn gerufen hatte. Allein, was war ihm Toniello, was die ganze Welt in diesem Augenblicke! In dem nächsten aber lag er auf der Erde ausgestreckt; und da er noch im Falle nach seinem Messer griff, war auch schon sein Handgelenk mit eisernen Fingern umklammert und das Messer herausgewunden. Mit Schaum vor dem Munde sprang Beppo auf und rannte, ohne sich umzusehen,

abwärts. Coniello blickte ihm noch eine Weile nach; hierauf wandte er sich Baldine zu, die bleich und finster schauend da stand. Er las etwas wie Schmerz auf ihrer Stirn: ihre Mädchenehre war gekränkt durch einen wüsten Menschen. Coniello wollte sie beruhigen. Er zeigte nach dem hinabeilenden Beppo und fuhr dann lachend mit dem Finger im Zickzack über seine Stirn: der Beppo war also nur ein Verrückter, ein Narr, den man gar nicht ernst nehmen durfte. Dann trat er nahe zu Baldine heran und strich mit dem Finger leise glättend über die schmerzliche Furche zwischen den Augenbrauen hin. Die Stirn lag darauf wieder glatt und rein unter den goldigen Haaren. Ihre Lippen öffneten sich halb, etwas zu sagen. Da besann sie sich und schloß dieselben wieder. Dafür hob sich von ihnen ein leises Lächeln. Auch Coniello lächelte. So standen sie einen Augenblick. Dann nickten Beide einander zu; Baldine ging mit dem leeren Kübel zur Mühle zurück, Coniello abwärts. Er sang wieder das wehmüthige Volksliedchen, das so oft zu Baldine heraufgeklungen war, wenn Coniello am Abend heimwanderte:

Wenn eingeschlummert einst
Und todt ich werde sein,
Dann bringt ein brennend Licht
Mein Lieb für mich herein.

Sobald man ruhen mich
Wird auf der Bahre seh'n,
Da wird mein Liebchen nah'
Bei meiner Leiche steh'n.

Wenn sie dann bitter klagt
Und weint vor Leides Macht,
Mach' ich die Augen auf
Und werde lächeln sacht.

Wird über meinen Tod
Sie nur zu lachen scheinen,
Mach' ich die Augen auf
Und werde bitter weinen.

Doch wenn sie spricht: „Mein Lieb!“
Zu mir recht inniglich,
Mach' ich die Augen auf
Und sage: „Bet' für mich!“

Am Abende saß Toniello wie gewöhnlich in der Sägemühle und arbeitete mit dem Müller. Baldine achtete wie sonst auf die Rede seiner Finger und Augen. Wenn er sie ansah, so lächelte sie. Damit wollte sie ihn beruhigen und ihm sagen, daß sie gar keine Angst mehr habe und auch kein Leid wegen des tollen Beppo. Indes ließ sie seitdem doch den schwarzen Müllerhund jedesmal hinter sich herlaufen, so oft sie in das Dorf hinabging, während sie ihn bisher immer vor einem solchen Gange, der Dorfhunde wegen, daheim angebunden hatte.

Toniello kam in seinen freien Abendstunden auch noch zu dem alten Müller, nachdem bereits alles im Mühlwerke von ihm verbessert worden war und nun tadellos ineinander griff. Er hatte gleich ein neues Werk begonnen, eine Uhr, die durch das große Wasserrad vermittelst kleinerer Zahnräder in Bewegung gesetzt werden sollte. Toniello verwandte viel Erfindungskraft, Mühe und Genauigkeit darauf. Als er endlich das Ganze an die Wand der Sägemühle befestigt hatte, sammt dem sorglich verzierten Zifferblatt eigener Arbeit, da ging die Uhr erstaunlich gut. Baldine richtete sich seither immer nach ihr. Toniello schien sie trotzdem nicht zu genügen. Er nahm sie jeden Abend herab und verkettete neue Rädchen mit den alten. Die trieben dann zu jeder Stunde ein anderes Männlein auf ein Brett neben dem Zifferblatte heraus. Später kam sogar ein Hund dazu; Toniello hatte ihn dem Müllerhunde nachgeschnitzelt und schwarz angestrichen. Endlich wurde allerlei Schlag- und Glockenwerk angebracht — die Uhr wollte nie fertig werden.

Zuweilen, wenn er an etwas herumschnitzelte, das weniger Aufmerksamkeit erforderte, fing er mit seiner klangvollen Tenorstimme zu singen an. Er blickte dabei wohl hie und da zu dem Müller und zu Baldine hinüber, ob ihnen die Lieder seiner Heimat auch gefielen. Nur bei seinem Lieblingsliedchen, dem wehmüthigen: „Wenn eingeschlummert einst und todt ich werde sein" — sah er vor sich nieder und schlug dabei nie die Augen auf. Er hatte einmal im Walde Baldinen's seltsamen wortlosen Sang erlauscht, die tiefen Töne, wie sie sich leise getragen fortspannen, plötzlich leidenschaftvoll aufzuckten und dann wieder sanft durch die Waldstille hinzitterten. Er liebte den Gesang, wie alle Italiener; er liebte zumal den Klang der Altstimme, in der seine Mutter ihm in seiner Kindheit alle die heimatlichen Lieder vorgesungen, und wie sie häufig den Frauen Italiens eigen ist. Aber solchen tiefen, reinen Klang hatte er niemals vernommen.

Er lehnte sich regungslos an einen Stamm und lauschte. Da hob sich plötzlich aus dem launenhaft wechselnden Getön eine sanft hinfließende Melodie. Es war sein Lieblingslied: „Wenn eingeschlummert einst und todt ich werde sein" — ohne Worte, aber rührend traurig, wie die Worte selbst. Toniello stand und lauschte noch lange, nachdem das Lied schon längst verklungen war. Aber er blickte seitdem nicht auf, wenn er es selbst sang. Er fürchtete zu verrathen, daß er gelauscht habe; denn er wußte wohl, daß das Mädchen nur dann sang, wenn sie sich allein glaubte. Und doch quälte ihn fortwährend eine unwiderstehliche Sehnsucht, das Lied noch einmal von dieser Stimme zu vernehmen. Das trieb ihn auch, ohne daß er sich dessen recht bewußt ward, in die Nähe der Waldwege, wo Baldine zu gehen pflegte.

So kam es, daß er sie an einem Sonntagsnachmittage bei den Todtenbretteln anhalten sah. Er stand

von Weitem im Dickichte, das ihn ganz verbarg, und wartete, bis sie singen werde. Aber sie sang nicht. Sie kniete erst eine Weile vor den Brettern; dann setzte sie sich auf den Stein, das Gesicht in beide Hände vergraben, den Kopf vorwärts geneigt, so daß die Goldhaare ihr über die Finger rieselten. So blieb sie, bis der schwarze Müllerhund vorsichtig den struppigen Kopf in ihren Schoß legte und sie mit den guten, treuen Augen tröstend ansah. Sie richtete sich auch auf und streichelte eine Weile den Kopf des Hundes. Hierauf ging sie in das Vorholz, bückte sich dort nach Waldblumen oder stellte sich auf die Fußspitzen, um die grünen Laub- und Nadelzweige zu erreichen. Daraus band sie zwei Kränzlein, umwand mit ihnen zwei Bretter und ging wieder heimwärts. Gesungen hat sie auch jetzt nicht.

Toniello wartete noch eine Weile; dann näherte er sich der alten Buche. Er sah alle die Bretter an, besonders die zwei ungehobelten mit den frischen Kränzen. Abends fragte er Signor Vico, was es mit Buche und Brettern für eine Bewandtniß habe. Dieser erklärte es ihm, auch warum manche der Bretter bemalt und andere nur roh seien. „Reich — arm!“ — schloß er seine Erklärung, und bei seinem starken Triebe der Veranschaulichung wies er dabei erst auf sich und dann auf Toniello. Allein Toniello war gewissermaßen doch reicher als Signor Vico. Denn dieser spannte sich nie von seiner Aufsichtarbeit aus, Toniello dagegen ließ sich am nächsten Morgen den Arbeitslohn für diesen Tag streichen und bat sich frei. Er habe in Oberau etwas einzukaufen. Signor Vico vermißte Toniello ungern; derselbe war wegen seiner Geschicklichkeit sein Factotum, in vielen Dingen sein Stellvertreter. Er sagte indes nichts, sondern strich mit Würde einen Arbeitstag aus. Signora Vico hatte während dessen schon Zeit gefunden, einigen Proviant

in die Tasche ihres Lieblings zu schwärzen. Um die Mittagszeit war Toniello mit allerlei Farbentöpflein auf dem Heimwege gesehen worden. Er mußte sich jedoch irgendwo aufgehalten haben; denn im Dorfe kam er erst bei sinkender Nacht an. Auch ging er einige Tage nacheinander in aller Morgenfrühe, wenn noch Alle schliefen, fort, erschien aber pünktlich beim Beginne der Arbeit.

Als Baldine am nächsten Sonntage zu der Buche kam, blieb sie einen Augenblick unbeweglich stehen. Ihre Gestalt war wie versteinert, die Augen richteten sich starr auf die Buche. Dort lehnten wohl an altgewohnter Stelle die beiden Todtenbretteln mit den ungefüge an der Langseite eingekerbten Kennzeichen. Aber sie waren mit weißer Oelfarbe überstrichen, der Rand mit künstlich verschlungenen schwarzen Linien verziert, das eingeschnittene Kreuz mit überfirnißtem Goldstaub ausgefüllt, darüber ein Kränzlein von Waldblumen und Baumzweigen in bunten Farben ausgeführt. Baldine trat näher; ihre Lippen waren bleich und zitterten. Einmal sah sie sich rings um — niemand war zu erblicken. Nachdem sie dann lange gebetet, ging sie langsam heim, den Blick zu Boden gesenkt. Der Hund schlich niedergeschlagen hinter ihr her; sie hatte ihn heute nicht ein einzigesmal gestreichelt.

Als sie in die Mühle kam, saß Toniello mit dem Müller, der sein Sonntagspfeifchen schmauchte, auf der Bank vor dem Müllerhause. Er hatte einen Hahn in der Arbeit, der mit beiden Flügeln schlagen sollte, wenn er aus dem Uhrwerke hervorsprang. Er sang dabei leise vor sich hin, nickte Baldine von Weitem zu und sah dann hartnäckig auf seinen Hahn. Sie stellte sich aber so dicht vor ihn hin, daß er endlich doch aufblicken mußte. Um die leise zitternden Lippen Baldinen's schwebte wieder das Lächeln, wie damals nach dem Ueberfalle Beppo's. Toniello that, als sähe

er es nicht. Er setzte wieder sein Schnitzmesser an, aber er schnitt sich in den Finger. Da wollte er in seinem wehmüthigen Lieblingsliedchen fortfahren, das er vorhin unterbrochen hatte. Aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, ein falscher Ton verwirrte ihn ganz — er konnte nicht weiter. Da ließ Baldine den rechten Ton glockenhell anklingen und sang die Melodie weiter, wo er aufgehört hatte. Es war ein leises Zittern in ihrer Stimme — sie sang zum erstenmale vor einem anderen Menschen. Sie hatte sich dabei abgewendet, blickte in die Richtung, wo die Buche mit den Todtenbretteln stand, und ging langsam dem Hause zu. Aus den geöffneten Stubenfenstern drangen noch die letzten Töne des Liedes heraus zu Coniello. —

Am nächsten Abende singt Baldine nicht mehr. Sie sitzt an dem Waldbach unterhalb der Mühle, den Hund zu ihren Füßen. Dieser hebt heute nicht die Tatze, um ihr Knie zu berühren und sie zu mahnen, es sei Zeit zum Heimgehen; er legt ihr auch nicht den Kopf in den Schoß, um sie mit den guten, treuen Augen tröstend anzusehen wie sonst, wenn sie traurig war. Und sie ist doch heute tief traurig. Der Hund aber kümmert sich gar nicht darum, sondern liegt steif und unbeweglich. Er ist todt. Er hat sich mühsam bis hieher geschleppt, um zu ihren Füßen sterben zu können. In seinem Leibe muß ein starkes Gift gewühlt haben, daß sein Todeskampf so schmerzlich gewesen war, ehe er vorhin zum letztenmale die brechenden Augen zu ihr aufgeschlagen hat. Und Baldine denkt an die unheimlich glühenden Augen Beppo's, die sie vor wenigen Stunden hat um die Mühle spähen sehen.

Als Coniello in die Mühlstube eintrat, suchte ihm das alte Müllerpaar das Schicksal des Hundes mit allerlei Zeichen und Behelfen zu verdeutlichen. Der Müller ahmte das Bellen nach, die Müllerin das Sterben. Sie waren Beide nicht stark in der mimischen

Kunſt, aber Coniello begriff doch zuletzt und ging in d
Richtung, welche ſie ihm gezeigt hatten. Er fand Baldin
wie ſie unbeweglich daſaß und auf den todten Körp
ſtarrte. Coniello kniete nieder, hob den Kopf des Hund
in die Höhe und ſtreichelte ihn mitleidig; der Hu
war auch ihm mit rührender Anhänglichkeit zugeth
geweſen und hatte ſeine Ankunft jedesmal mit Freude
ſprüngen und luſtigem Gebelle begrüßt.

Baldine, die ſtumm ihr eigenes Leid ertrage
ſtiegen jetzt auf einmal Thränen in die Augen, bei
dem Gedanken, daß auch Coniello einen Freund ver-
loren hatte. Coniello ſah die Thränen, erhob ſich und trat
zu Baldine. Er faßte ihre Hand, die er warm drückte,
und murmelte vor ſich hin: „Poverina!“ Es iſt freilich
nur ein unvernünftig Thier, ein armer Hund, um
welchen Baldine da weint. Aber Coniello kommt dabei
ihr ganzes Thun und Weſen in den Sinn, wie ſie ſo
arm ſei und ſo allein dahinlebe, ſtumm und freudenlos.
Das Thier zu ihren Füßen iſt ihre einzige und letzte
Freude geweſen, der ſtete Gefährte und treue Freund
ihrer Abgeſchiedenheit, der ſichere Schützer auf einſamem
Waldpfade. „Poverina!“ wiederholt er ſo traurig vor
ſich hin, daß Baldine über ſein vermeintlich Leid um
den Hund aufſchluchzen muß. Da zieht Coniello Baldine
ſanft an ſich, ſtreichelt ihre Haare und wiſcht ihr die
großen Thränen von den Wangen. Dann lehnt er ihren
Kopf an ſeine Bruſt und ſagt dabei immer nur: „Poverina!
Poverina!“ — und das immer leiſer und leiſer. Darüber
blickt Baldine auf und ſieht, wie ihm ſelbſt die Augen
naß geworden ſind. Sie kann ihm nicht in ſeiner Sprache
Troſt zuſprechen, ſo gern ſie es möchte; dafür lächelt ſie
ihm mitten durch ihre Thränen zu. Und weil das ihr
ſelbſt ſo wohl gethan hat, ſo wiſcht auch ſie ihm die
naſſen Augen ab und hebt den Arm, um ihm die Haare
zu ſtreicheln. Wie er darüber ſeine Arme um ihren Hals
ſchlingt, ſo meint ſie, es auch thun zu müſſen, und da

er seine Lippen auf die ihren drückt, so drückt sie leise entgegen.

Baldine redete an diesem Abende noch lange und viel zu dem stummen Herrgott in ihrem Stübchen, Toniello aber zu Signora Vico, die eine erfahrene Frau und wie eine Mutter gegen ihn gesinnt war. Am folgenden Tage schon stieg die Signora zur Sägemühle hinauf, mit heiterer Miene den Mühseligkeiten trotzend, welche ihr der Anstieg bei ihrer Beleibtheit verursachte. Oben verlangte sie erst nach Baldine, drückte ihr ohne weitere Erklärungen einen herzhaften Kuß auf die Wange und begann dann vor den alten Müllersleuten das Deutsche in der Weise ihres Gemahls zu radebrechen. Nach vielen Mißverständnissen und Hindernissen ward es klar, daß sie zu dem Müller, dem Vormunde Baldinen's, als Brautwerberin für Toniello gekommen war. Auch das ward offenbar, daß Toniello daheim ein kleines Bauerngütchen besitze, welches er nur deshalb in Pacht gegeben, weil er die Welt hatte sehen und seinen Wissenstrieb befriedigen wollen. Er habe sich um so leichter hiezu entschlossen, als er keinen Verwandten in der Heimat besaß. Nun aber wollte er mit seinem Weibe heimkehren und das Gütchen wieder selbst in die Hand nehmen. Sie und Signor Vico würden ihn schwer vermissen; Toniello sei ein feiner Kopf, kein gewöhnlicher Arbeiter wie die Anderen. Aber sie freue sich seiner Freude und seines Glückes, als wäre er ihr eigener Sohn. Die Müllersleute fühlten, wie auch sie Baldine schwer entbehren würden; aber auch sie thaten wie die redselige Signora und freuten sich des Glückes Baldinen's. Baldine bekam beim Abschiede zwei herzhafte Küsse von Signora Vico, und die Sache war abgemacht.

Seitdem gingen Toniello und Baldine gemeinsam zu der Buche und saßen nebeneinander auf der Steinplatte vor den Todtenbretteln. Aus dem Moder der

Stätte wächst, wie Grabesblumen, ihre Liebe empor. Da Toniello ihr nicht sagen kann, wie lieb sie ihm ist, so singt er ihr alle Liebeslieder seiner Heimat vor. Baldine begleitet ihn in harmonischer Folge; ihre Stimme klingt in seinen Gesang hinein wie die weichen, tiefen Töne einer Viola. Aber Baldine ahnt doch, was Toniello mit den fremden Worten des Gesanges ihr sagen will. Sie hingegen hat nicht einmal gesungene Worte, nur gesungene Töne und den Blick ihrer guten blauen Augen, der zu Toniello redet. Zuweilen auch rührt sie liebkosend an Toniello's Aermel, wie sie als Kind dem Ahnel zu thun pflegte. Weil ihr dies alles aber nicht genügend scheint, so hat sie auch noch ein Wort auf ihren Lippen: Toni! Es ist der Anfang seines fremdklingenden Namens und zugleich der Name, wie er im Waldviertel im Brauch ist. Das ist freilich nur ein einziges Wörtlein; aber die Rothschwänzchen, die bei der Mühle nisten, haben ja auch nur einen Ton. Baldine hat es ihnen abgelauscht, wie sie mit diesem einen kargen Ton einander Gruß und Abschied zurufen, Lust und Leid, Freude und Sorge, und endlich alle Seligkeit der Liebe. So thut denn auch Baldine mit ihrem „Toni!" Was sagt nicht alles dies einzige arme Wörtlein! Wie stolz klingt es, sieht sie zu Toniello empor, wie demüthig, wenn sie in die eigene Seele sich versinnt; wie gerührt, bringt er ihr irgend ein kleines Geschenk, und wie herzinnig, so oft sie ihm eine Waldblume reicht; wie süß, wenn sie verloren an seinen Augen hängt!

Inzwischen waren die nöthigen Papiere aus Toniello's Heimat eingelaufen. Am nächsten Sonntage sollte er mit Baldine an den Todtenbretteln vorbeiziehen nach Oberau in die Kirche, zum Altare. Signora Vico bereitete das Hochzeitsmahl vor, bei welchem die unerläßliche Polenta nicht fehlen sollte. Die ganze italienische Colonie gedachte ein großes Fest zu ver-

anstalten. Jeder arbeitete insgeheim an irgend einer Ueberraschung für Toniello. Als Maßstab der Vortrefflichkeit wurde dabei die Erzielung eines möglichst großen Lärmes angenommen. Schießpulver spielte daher in allen diesen Ueberraschungen eine höchst vordringliche Rolle. Uralte Reiterpistolen, überlebte Schießprügel jeder Art und auf den Anhöhen allerlei primitive Vorrichtungen zum Böllerschießen wurden in Bereitschaft gesetzt.

Beppo allein verhielt sich theilnahmslos. Man beachtete dies nicht weiter, da es ausgemacht war, daß er in wenigen Tagen aus dem Arbeiterverbande scheide. In der letzteren Zeit hatte ihn jedes harmlose Wort seiner Genossen bis zur Raserei gereizt, und endlich hatte er sich selbst bei Signor Vico unmöglich gemacht. Nur Toniello war er stets ausgewichen. Einmal, als dieser ihm unter vier Augen von dem nichtsnutzigen Buben sprach, der den schwarzen Müllerhund vergiftet, wandte er ihm den Rücken und ging hinaus, das Gesicht verzerrt, die Zähne hart zusammengepreßt, die Fäuste geballt. Toniello kümmerte sich nicht weiter um ihn; Baldine dagegen überfiel, so oft sie an ihn dachte, eine plötzliche Angst, nicht um sich, sondern um Toniello. Deshalb ließ sie auch Toniello, um ihn keinem Streit auszusetzen, niemals merken, daß Beppo sie Beide umspähe, und daß sie dessen unheimliche Augen schon öfters aus einem Dickichte habe plötzlich auffunkeln sehen. So hatte sie auch ganz deutlich wahrgenommen, wie diese Augen hinter den aufgeschichteten Stämmen hervorblitzten, als Toniello am Tage vor der Hochzeit für einen Augenblick heraufgeeilt war. Er wollte ihr nur in der gewohnten Zeichensprache ankündigen, daß er noch dort — er wies nach dem Grünberge — zu thun habe und daher heute Abend nicht mehr kommen werde. Damit sie morgen zeitig wach sei zu dem Hochzeitsgange nach Oberau, müsse

ſie ſich ja ohnedies recht bald ſchlafen legen. Er nickte wie ſchlaftrunken, ſchloß ihr ſchelmiſch lächelnd die Augen und wiegte ſanft ihren Kopf, indem er ihr das Schlafliedchen zuſang: Vattene dormire ....

Geh' ſchlafen, mein Liebchen, gute Nacht!
Dein Bett ſei aus duftigen Veilchen gemacht,
Zu Häupten Dir ſollen zwölf Engel ſteh'n,
Drei Strahlen der Sonne darüber geh'n,
Die Stirn umglänze der Mondenſchein!
— Du Lilienblüthe, denke mein! —
Wenn Du erwachſt, zu Füßen licht
Den Morgenſtern, vergiß mein nicht!

Dann verſtummte das Lied, Coniello verſchwand im Walde, und auch Beppo's glühende Augen waren nicht hinter den Stämmen zu ſehen.

Coniello ging auf den Grünberg. Signor Vico hatte nämlich eine bedenkliche Saumſeligkeit in den hinabgeſchwemmten Stämmen wahrnehmen wollen; eine ausgewaſchene oder geſenkte Stelle mußte daran Schuld ſein. Coniello, der ihn ohnedies morgen auf immer verlaſſe, möge wenigſtens dies Hinderniß beſeitigen helfen. Ihm allein traue er zu, dasſelbe ausfindig zu machen. Er werde vor dem Abende die Schleuſe ſperren, damit Coniello noch bei Tageslicht das Bett des Waldbaches abgehe. Das Ganze aber war nur eine Finte der Signora, um Coniello ſicher abſeits zu halten von den letzten Vorbereitungen für allerlei Knallwerk, womit Italien den Vorabend von Coniello's Hochzeit zu feiern gedachte. Sie hatten ſich alle vergeblich die Köpfe zerbrochen, wie ſie Coniello fern halten und die nöthige Zeit gewinnen könnten. Signora Vico ließ ſie reden und nahm ihren Gemahl beiſeite. Dieſer weigerte ſich anfangs gegen die an ihn geſtellte Zumuthung, aber offenbar nur der Form halber, um ſeine ernſte Würde zu wahren. Denn er entledigte ſich ſeiner Aufgabe bei Coniello mit ſo tiefer Zerknirſchung

über das vorgebliche Schwemmhinderniß, als setzte dasselbe seine ganze Reputation und Existenz auf das Spiel.

Toniello schritt langsam in dem Bette des Waldbaches aufwärts. Die Schleuse war gesperrt worden, so daß der Grund nicht mehr von den Wellen bedeckt war, sondern das wilde Durcheinander seines Steingewirres zu Tage trat. Toniello blieb zuweilen stehen, untersuchte Grund und Ufer, schüttelte den Kopf und stieg wieder langsam weiter. Die schadhafte Stelle war nicht zu finden. Endlich war er schon in die Nähe der Schleuse gelangt, wo die Ufer aufgedämmt waren, um das Wasser eng zusammenzuhalten. Jedoch auch hier zeigte sich kein Hinderniß, obgleich Toniello alles sorgsam durchforschte. Einmal war es ihm, als vernehme er ein Knarren über sich. Er lauschte und spähte empor; aber er hörte nur das dumpfe Grollen des Wassers in seiner Kerkerhaft hinter der Schleuse. Sonst war ringsum alles still. Toniello lauschte auch gegen die Bäume hinauf, ob es etwa nicht ein Vogel gewesen sei; jedoch auch dort rührte sich nichts, kein Sang durchtönte mehr das Geäste. Dabei kam ihm Baldine in den Sinn, welche, wie die Waldvögel, ohne Worte zu singen pflegte, und wie es wohl klingen werde, wenn sie nach und nach die Worte seiner Heimat erlernen und mit ihrem Getöne verschmelzen werde.

Die Vögel müssen wohl schon schlafen, dachte Toniello, da keiner mehr zwitschert. Da ist es an der Zeit, heimzukehren. Er blickte empor, um zu bemessen, wie weit der Abend schon vorgerückt sei. Der enge Streifen des Himmels über ihm flocht sich als ein rosenrothes Band durch das dunkle Spitzengewebe der Baumwipfel hin. Und Toniello dachte bei dem Anblicke der Abendröthe an die rosige Morgenröthe, die Baldinen's Wangen morgen überhauchen werde. Plötzlich hörte er noch einen Donnerschlag, dann nichts

mehr. Der ganze ungeheuere Wasserschwall raste durch die geöffnete Schleuse in das alte Bett, die Baumstämme in wilder Flucht mit sich schleifend, brausend, tosend, donnernd, brüllend.

Die Italiener unten lauschten auf. Coniello hatte also bereits eine vermeintlich schadhafte Stelle entdeckt, das Hinderniß beseitigt und die Schleuse geöffnet, um mit seiner bekannten Gewissenhaftigkeit auch zu erproben, ob alles in Ordnung vor sich gehe. Nunmehr sollte er auch nicht länger verweilen. Die Dämmerung brach herein, und sie waren mit allen ihren Vorbereitungen fertig. Baldine saß auch schon in der Arbeiterhütte bei Signora Vico, welche sie unter einem Vorwande zu sich herabgelockt hatte. Sie schickten also den Luigi aus, weil er der schnellfüßigste war. Der sollte Coniello rasch herabholen; Signor Vico habe mit ihm zu reden. Dann warteten sie noch eine Weile und liefen ungeduldig in Gedanken mit Luigi den Grünberg hinauf.

„Derzeit ist Luigi auf halbem Wege," hieß es; „nun hat er Coniello erreicht — jetzt haben Beide schon den Heimweg eingeschlagen — wenn Luigi nicht faul war, müssen sie bereits bei dem unteren Holzfang, in diesem Augenblicke schon ganz nahe sein — nunmehr ist es an der Zeit!"

Und jetzt ging es denn auch los: Krachen, Dröhnen, Donnern, Widerhall, plötzliche Blitze, auflohende Flammen, ruhig fortbrennende Feuer, Trommelschlag, Gesang, Jauchzen, helle Evvivarufe.

Oben aber hob Luigi einen zerschmetterten Mann von dem Ufer, wohin ihn das hinabrasende Wasser geschleudert hatte, und bettete ihn auf das Waldmoos. Das Jauchzen und der Hall der Schüsse tönte bis hinauf, der Widerschein der Freudenfeuer stand jetzt oben am Himmel, wo früher das rosenrothe Band der Abendröthe sich hingeschlungen hatte. Alle die Freude stieg hinauf

bis zu ihm, der da im Mooſe lag; ſie galt ja nur ihm. Aber er ſah und hörte ſie nicht.

Dann kam Luigi verſtört und athemlos herabgerannt. Er kam ohne Toniello. Haſtiges Reden, wirre Rufe folgten. Jäh brach das Jauchzen ab, die Schüſſe verſtummten. Alle eilten dem Grünberge zu. Baldine verſtand nicht, um was es ſich handle, aber ſie entwand ſich den Händen der Signora, welche zitternd da ſtand und ſie zurückhalten wollte. Als ſie oben angelangt war, bildete ein Theil der Italiener einen dichten Kreis; der andere hatte daneben ein Feuer angezündet und machte ſich allerlei mit großen Aeſten zu ſchaffen. Sollte auch hier noch zum Schluß ein beſonderes Freudenfeuer angezündet werden? dachte Baldine. Sie trat zu dem Kreiſe der Italiener heran, der ſich vor ihr langſam und lautlos öffnete. Mitten darin lag leblos ein Mann. Sie ſah ihn an und neigte ſich tiefer und tiefer, bis ihre Goldhaare auf ihn niederglitten. Dann ſchaute ſie auf und mit irrem Blicke, wie fragend, in alle die Geſichter in der Runde. „Iſt das wirklich Toniello, was da liegt? Saget doch nein, Ihr ſtummen Menſchen rings, ſaget nein!“ ſprach der Blick. Aber die Männer blieben ſtumm; etliche wiſchten ſich wohl verſtohlen die Augen. Während die Anderen bei dem Feuer eine Tragbahre zimmerten, kniete Baldine immerfort neben Toniello. Sie weinte nicht, ſie regte ſich auch nicht. Ihre Augen waren tief eingefallen und lagen in dunklen Kreiſen, die ſich ſcharf in dem todtenbleichen Geſicht abgrenzten. Sie blickten ſtarr auf den Liegenden. So blieb ſie wie ein Steinbild, bis Toniello auf die Tragbahre gelegt ward. Da erſt kam Leben in ſie. Sie ſtand langſam auf, wie todmüde. Dann wies ſie die Träger, welche in das Dorf hinab gehen wollten, mit dem ausgeſtreckten Arme gegen die Mühle. Die Träger folgten der Weiſung. Baldine ging daneben her und that, wie einſt, da ſie neben des Ahnels Karren einher-

geschritten war. Sie berührte zeitweise liebkosend den Aermel Coniello's, dann die Tragbahre. Der Mond leuchtete auf dem Waldpfade vor den Männern hin. Keiner sprach ein Wort. Vor dem Mühlhaus angelangt, trugen sie Coniello, dem weisenden Arme Baldinen's folgend, in deren Kammer. Dort legten sie ihn auf ihr Bett. Dann kam Signora Vico mit ihrer kleinen Hausapotheke, hieß Alle hinausgehen, entkleidete Coniello und rief nach einer Viertelstunde Baldine herein. Das Leben war noch nicht ganz entflohen; Coniello athmete leise, aber er schlug die Augen nicht auf. Gegen Morgen kamen der Doctor und der Caplan aus Oberau. Auch aus dem Dorfe kamen, wie es der Brauch will, Viele herauf. Baldinen's Stube war ganz angefüllt mit Leuten. Und draußen, vor dem Mühlhause, standen deren noch mehr in Gruppen und redeten miteinander. Auch in der Stube redeten sie, während der Doctor Coniello untersuchte, leise darüber, wie wohl das Unglück geschehen sei. Coniello habe vermuthlich vom Bette des Baches aus etwas an dem Schleusenthor gerichtet, welches, nicht genug gefestigt, sich geöffnet habe.

Baldine hatte sich von dem Bette weggeschlichen, als der Doctor eingetreten war. Sie hörte wie im Traume alle die Worte darüber, auf welche Art es geschehen sein möchte. Sie blickte starr zum Fenster hinaus, als sehe sie dort jemanden stehen, und sagte, den Arm ausstreckend: „Beppo!"

Da schüttelten Alle die Köpfe. Er war ein nichtsnutziger Geselle, aber so verrucht konnten sie sich ihn nicht denken. Ueberdies war er schon am Tage vorher aus dem Arbeiterverbande geschieden, hatte sich von Allen verabschiedet und war fortgezogen. Aber Baldine kehrte sich nicht an das Kopfschütteln, sondern wiederholte mehrmals nachdrücklich: „Beppo!" Dann lächelte sie bitter auf, als der Doctor, gegen die Anwesenden gekehrt, die Achseln zuckte. Sie wußte das ja schon

längst: der Mann half nicht. Er hat den Ahnel sterben lassen; sie hatte ihn längst weggeworfen, wie damals und seither so vieles andere.

Aber sie weiß einen, der helfen kann. Das ist der stumme Herrgott auf dem schwarzen Kreuzholze. Sie hat zu ihm geredet, als er noch aus der Stubenecke der Waldhütte auf sie herniedersah; sie hat auch immer nur zu ihm geredet, seit er in der Kammer des Mühlhauses über dem Tische hängt. Was sie still und verhalten unter den Menschen herumträgt, viel Herzeleid und die wenige Freude, ihm hat sie es offen hingelegt vor seine traurigen Augen. Er ist stumm und regt sich nicht; aber sein Herz ist nicht stumm und nicht von Stein. Er kann alles, er wird auch Toniello gesund machen. So stand sie denn da vor dem Kreuzbilde, hob Augen und Hände flehend zu ihm empor, und ihre Lippen murmelten unverständliche Worte.

Da hauchte ein Seufzer an ihr Ohr. Sie hörte auf zu beten und eilte zu dem Lager. Toniello hatte die Augen offen und blickte Baldine an. Sie sank auf die Knie und streichelte nach ihrer Kindergewohnheit sanft seinen Arm. Das einzige arme Wörtlein, das er so oft von ihr vernommen, süß, innig, jauchzend, sie sagte es auch jetzt zu ihm. „Toni!“ flüsterte sie, sich über sein Antlitz neigend, und lächelte ihm zu. Er muß es gehört, er muß das Lächeln gesehen haben; denn auch er lächelte auf und flüsterte leise, wie singend:

„Wenn eingeschlummert einst
Und todt ich werde sein,
Dann . . . .“

Er lächelte noch einmal und schloß die Augen. Ueber sein Gesicht flog es hin, wie ein Schatten. Der Arzt gab dem Caplan einen Wink, worauf sich dieser dem Lager näherte.

Baldine schnellte in die Höhe, stürzte zu dem Tische, schwang sich hinauf und stand dicht vor dem Kreuzbilde. „Hilf, liebes Herrgottel!“ flüsterte sie weich.

Der Caplan murmelte unten die Gebete der Sterbenden.

„Hilf, Herrgott!“ rief oben Baldine in herzzerreißendem Tone. Und sie rief es von Neuem, und immer lauter anschwellend ertönte ihre Stimme, immer ungeberdiger, immer wilder: das Flehen ward zum Bestürmen, zu ungezügeltem Drängen, zu drohenden Rufen.

„Er stirbt“ — sagte unten ruhig der Arzt zu dem Caplan, und dieser ebenso ruhig: „Herr, erbarme Dich der armen Seele! Nimm sie auf in Dein Himmelreich!“

Da riß Baldine mit rasender Kraft das Kreuzbild von der Wand und hielt es mit beiden Händen dicht vor sich hin. Ihre Augen bohrten sich in die seinen und noch einmal wiederholte sie ihr Wort. Es war ein Aufschrei, grauenhaft und entsetzlich, daß er noch Jahre nachher im Ohre der Wäldler nachgehallt hat. Dann sprang sie mit dem Kreuz in der Hand hinab und stürzte zu Toniello. Nun mußte er ja gesunden — und sie mußte dabei sein: sie mußte ihn ja in das Leben zurücklächeln. Und der stumme Herrgott mußte auch dabei sein: er mußte sehen, wie er alles gut gemacht hatte.

„Toni!“ flüsterte sie wieder und streichelte liebkosend seinen Arm. Aber er blickte nicht auf. Der Schatten, welcher vorhin über sein Gesicht gehuscht war, lag jetzt unveränderlich darauf gefestigt. „Toni!“ wiederholte Baldine und schlang ihren Arm um seine Brust. Aber auch die Brust war stumm — das Herz stand ganz still — Toniello war todt.

Plötzlich ertönte noch einmal ein gräßlicher Schrei. Baldine war aufgesprungen. Ihre Augen waren thränenlos; um ihre Lippen zuckte ein bitteres, verächtliches Lächeln, und die schwermüthige Milde ihrer

Züge war in eisige Härte versteint. Mit einer wilden Bewegung bäumte sie sich auf einmal empor und schleuderte das Kreuzbild an die Wand, daß das morsche Holz rasselnd barst und in Splittern nach allen Richtungen auseinander flog!

Der Caplan verhüllte sein Haupt und ging eilig hinaus. Die Dörfler drängten um die Wette nach, wer zuerst hinauskomme. Draußen aber überkam dies starkgläubige Volk der Wäldler etwas von dem alten: „Steiniget sie — sie hat Gott gelästert — steiniget sie!" Das dehnten sie dann auch auf den aus, um dessen willen der Frevel geschehen war. Kein Dörfler schritt im Leichenzuge der Italiener mit. Das Todtenbrettel Toniello's, welches diese nach der Ortssitte an der Buche aufstellten, war am nächsten Morgen verschwunden. Und der Fluch schritt rückwärts bis in das dritte Glied: die Todtenbretteln des Federhelm und der Zenz waren gleichfalls beseitigt.

Baldine war von Signora Vico mit Gewalt hinabgeführt worden. Die alten Müllerleute hatten sie sehr lieb gehabt; aber sie gehörten zu dem Wäldlergeschlechte, das fest am alten Herrgott hängt mit zähem Glauben. Sie wollten die Gottesverächterin auch nicht eine Nacht unter ihrem Dache haben. Der Caplan hielt in Oberau am nächsten Sonntag eine Predigt über das unerhörte Ereigniß. Die Kirche verdammte, nachdem die Menschen es schon vorher gethan. Führte die Signora einmal Baldine vor die Schwelle des Häuschens, wo sie jetzt gemeinsam wohnten, so wichen die Leute nach der anderen Seite des Weges aus, wie vor einer Aussatzkranken; die Dorfbuben aber trugen immer Steine in den Taschen, um sie damit zu bewerfen. Baldine merkte gar nichts von allem dem. Sie weinte nicht und redete nicht. Sie war so in sich versunken, daß sie auch nicht hörte, was um sie gesprochen wurde. Sie war nicht krank und doch so abgemagert, als ob eine schwere

Krankheit monatelang an ihrem Leibe gezehrt hätte. Ihr Gesicht war wachsbleich, die Haut durchschimmernd geworden, ihr Blick stumm und stier.

Signora Vico aber war die gute Seele selbst, und Signor Vico mußte es sein. Toniello hatte unter seinem Beistand im Gemeindeamte bei der Hochzeitanmeldung eine Verfügung über sein heimisches Gütchen aufsetzen lassen, der zufolge dasselbe im Falle seines Todes Baldine anheimzufallen habe. Signor Vico setzte nun alle Hebel in Bewegung, um durch Freunde den Besitz loszuschlagen, der für Baldine, als eine Landesfremde, von wenig Vortheil war. Es gelang ihm auch, und er konnte Baldine einen Erlös dafür einhändigen, von dem sie fortan bescheiden leben konnte. Sie kümmerte sich um alles dieses gar nicht und unterschrieb, ohne zu lesen, was ihr Signor Vico vorlegte. Da rückte die Signora, welche ihr ganzes Herz an das arme Kind gehängt hatte, mit dem Plane vor, Baldine solle mit ihr fortziehen. Die dummen Menschen hier würden sie noch erschlagen. Sie selbst stehe so allein da in der Welt und möchte doch jemanden um und bei sich sehen, den sie lieb habe, und der auch sie lieb habe. Baldine nickte ihr zu. Sie hätte auch genickt, wenn man ihr vorgeschlagen hätte, sich lebendig in ein Grab zu legen: sie nickte zu allem.

Inzwischen war der Spätherbst herangerückt; die Italiener rüsteten sich zum Aufbruch in die Heimat. Baldine werde mit ihnen fortziehen — hieß es im Dorfe, und man war froh darum. Mißwachs, Krankheit und Schadenfeuer waren im Waldviertel weniger zu befürchten, wenn sie nicht mehr da war. Für den Auszug hatten die Buben alle Taschen voll Steine gesteckt, die Erwachsenen die Mäuler voll Verwünschungen. Aber die Signora war nicht allein herzensgut, sondern auch herzensklug. Ehe noch die Morgenröthe anbrach, führte sie Baldine zu Fuße fort. Auf dem Wagen, dem

der Maulesel vorgespannt war, befand sich bei dem allgemeinen Aufbruche neben dem Polentakessel bloß Signor Vico, der mit gewohnter Würde eine Cavour rauchte. Das war eine herbe Enttäuschung für die Buben. Da sie die Steinchen doch anbringen wollten, nahmen sie sich den Maulesel zum Wurfziel. Die Italiener zogen hinter der Wagenburg einher. Mancher Dorfbursche blickte noch neidischer, manches Mädchen wurde noch röther als bei dem Einmarsche. Die Italiener aber sangen und jauchzten lauter und ungestümer, als damals beim Kommen; es ging ja jetzt nach harter Arbeit mit dem mühsam ersparten Lohne der schönen Heimat zu.

Nur zwei fehlten, die damals bei dem Einzuge mitgesungen hatten: der böse Beppo und der gute Toniello.

3.

„Il cartellone! Il cartellone!" Auf den Plätzen brüllten es die Zeitungsverkäufer, in den Kaffeehäusern schrieen sich die Gäste danach heiser, in den Salons ging das Wort von Mund zu Mund. An den Straßenecken vollends staute sich eine ganze Menschenfluth. „Il cartellone!" tönte es geflüstert, gemurmelt, laut gerufen vor dem riesigen Anschlagzettel, darin der Impresario alle für die Stagione bestimmten Opern und die Namen seiner Künstlerschaar ankündigte. Das ist „il cartellone" — das größte Ereigniß des Tages. Nach und nach fand man sich auch darin zurecht. Unter den angeführten Künstlerkräften gab es zunächst Sterne, die erst durch ein scharfes Teleskop angesehen, in blassem Schimmer phosphoreścirten; andere, welche schon ein harmloses Binocle entdecken konnte; einige, die auch dem unbewaffneten Auge sichtbar wurden. Dann kamen die wenigen, deren Stelle am Himmel jedermann kennt, und endlich die Sonne, um welche sich alle die anderen

Gestirne drehen. Die Sonne hieß Signora Jduni. Dieser Name war nämlich auf dem Cartellone mit dreimal so großen Lettern verzeichnet als die übrigen. Aber auf der Bühne bekam sie vorderhand niemand zu Gesicht.

Man fängt nicht mit der Sonne an; ist sie einmal aufgegangen, so nimmt der geblendete Blick überhaupt keinen Stern mehr am Himmel wahr. Das Auge will nach und nach an einen zunehmenden Glanz gewöhnt werden. Den Anfang machten also die teleskopischen Sternlein, und diese wurden sofort mit einer nur dem Süden eigenen Energie ausgezischt. Das war auch nach der Meinung des Impresario ihr eigentlicher Lebensberuf. Je früher er der satirischen Neigung des Publicums ein Opfer hinwarf, je unbarmherziger sie dasselbe zerfleischte, desto eher ermüdete sie erfahrungsgemäß. Der Impresario konnte diesmal zufrieden sein. Alles nahm regen Antheil an den Pfeifexercitien; das Publicum war voll Leben, Anregung, Bewegung, Interesse. Als die besseren Kräfte auftraten, war alle Welt des Pfeifens müde. Man ließ die erschlafften Lippen hängen und verspürte dafür ein unruhiges Prickeln in den bisher thatenlosen Händen. Der Beifall nahm zu; das große Opernhaus füllte sich immer mehr, und der Impresario rieb sich die Hände. Dabei war die Sonne noch gar nicht aufgegangen. Der Impresario hielt sie immer noch mit großer Heimlichkeit unter dem Horizonte verborgen — kein Mensch erfuhr, wo. Sonst im Uebermaße mittheilsam, blieb er bei dieser Frage stumm wie ein Fisch. Die Spannung war auf das Höchste gesteigert und für nervöse Habitués geradezu unleidlich.

Da begann eines schönen Morgens in den Journalen ein Dämmerlicht vor der geheimnißvollen Sonne aufzugehen. Es steigerte sich auch ganz wie die Morgenröthe. Zuerst weichen die nächtlichen Schatten dem Helldunkel; dann breitet sich ein verhaltenes blasses Licht

aus, worüber ein röthlicher Hauch hinzuwehen beginnt; plötzlich zuckt ein feuriger Strahl empor, ein zweiter schießt ihm nach, darauf ein ganzes Bündel — der Himmel flammt auf. Die Sonne aber weilt noch unter dem Horizont und wartet.

Das erste Helldunkel verbreitete eine Zeitung mit der Entdeckung, daß diese Sonne trotz ihrem italienischen Namen keine Italienerin sei. Der Entdecker war ein Mann des nationalen Selbstbewußtseins und überzeugungsvoller Schutzzöllner. Er knüpfte an die Entdeckung eine Elegie über Vernachlässigung und Unterdrückung der heimischen Production, nebst einer haßsprühenden Philippika gegen den Import fremdländischer Erzeugnisse: der Impresario hatte sich eines gelinden Landesverrathes schuldig gemacht, und Signora Jduni war das corpus delicti! Daraus nahmen die Oppositionsblätter sofort den Anlaß zu einer Kreuzzugspredigt gegen die Regierung. Es war darin die Rede von finanzieller Mißwirthschaft, Steuerüberbürdung, Niedergang des Handels, Verarmung, Zunahme der Auswanderung, Bankerott der Städte, Hungertod der Feldarbeiter, von der furchtbaren Pellagraepidemie im Norden, den achtzig Procent Analfabeti im Süden, von der Maffia, Camorra und dem Brigantaggio — an allem dem war Signora Jduni schuld.

Bald danach kam die zweite Entdeckung. Die Diva war nicht nur keine Italienerin, sondern sogar eine Deutsche. Ob sie aus Oesterreich oder Deutschland stamme, war noch nicht festgestellt. Aber die Blätter der „Italia irredenta" decretirten, sie müsse eine Oesterreicherin sein, dem qualvollsten Tode entronnen durch Flucht aus dem Lande grauenhafter Tyrannei. Es war ein ganzer Roman mit tückischen Spionen, unterirdischen Kerkern voll Wasser und Wasserratten, mit Henkern und Folterknechten, Marterkammern und den scheußlichsten Torturen. Daran schloß sich natürlich der übliche

Schrei zur Befreiung der unter gleichen Qualen dahinschmachtenden Brüder von Triest, Wälschtirol und Dalmatien. Andere Journale dagegen behaupteten, die Diva stamme aus Deutschland. Dort verschluckten die Kinder, wenn sie entwöhnt würden, täglich zum Frühstück ein Lineal. Danach möge man auch seine Erwartungen von dem Spiele, der dramatischen Beweglichkeit und der Anmuth dieser Diva einrichten. Die dortige Gesangskunst sei natürlich auch danach: das eine Ende des Lineals bleibe in der Kehle stecken. Darüber begannen die Leute, welche keine Journale schrieben, bereits einander lächelnd zu fragen: Haben Sie gelesen? Nicht lange danach hieß es schon: Apropos, haben Sie gesehen? Denn die Witzblätter hatten einen vollständigen Curs im Anschauungsunterrichte der deutschen Linealschluckerei eröffnet.

Aber dies alles war nur das Helldunkel und der röthliche Lichtschimmer. Die feurige Strahlengarbe zuckte erst jetzt auf. Eine Zeitung brachte eines Morgens die trockene Angabe, Signora Paolina Jduni sei eine Altistin. Die Leser buchstabirten das der Sicherheit halber langsam noch einmal mit offenem Mund und tellerrunden Augen — es war wirklich und wahrhaftig keine Hallucination. Es war nicht einmal ein Druckfehler; denn hinterdrein stand ja noch: „und zwar Contra-Altistin". Die Morgenchocolade brachten Wenige hinunter. Die gerechte Entrüstung schnürte die Speiseröhre in beängstigender Weise zu. Es war eine gröbliche Verletzung aller herkömmlichen Sitte, ein Faustschlag in das Gesicht des Publicums und jedes Einzelnen — es war unerhört. Mit dreimal so großen Buchstaben auf dem Cartellone eine Person als Diva zu kennzeichnen, die schon vermöge ihrer Stimmlage nur alte Mütter, ältere Vertraute, die ältesten Hexen, Zauberinnen, Wahrsagerinnen und dergleichen vorstellen könne! Sogar minder empfindliche Naturen witterten, der Impresario wolle sie zum

Besten haben, und sprachen von schamloser Frechheit. Ein unternehmender Geschäftsmann lauschte der Zeit ihren Geist ab und kündigte neuartige Pfeifchen an, mit ausnehmend hohem und lautem Pfiff, in Blech Talmigold, Silber, echt vergoldet — für alle Stände. Er machte ein glänzendes Geschäft. Die minder Bemittelten dagegen probirten daheim alle auffindbaren Schlüssel durch, um zu constatiren, welcher den schrillsten Pfiff gebe.

Das war die Morgenröthe.

Die Sonne, welche dies alles veranlaßt hatte, weilte indessen immer noch unter dem Horizont und wußte von nichts. Dafür wußte der Impresario desto mehr. Anfangs hatte er sich unsinnig darüber gefreut, daß sich die Journale täglich mit seiner Diva beschäftigten; es war, als ob er dieselben gepachtet hätte, und es kostete ihn doch keine Lira. Jetzt sah er, daß alles verloren war. Er kam als gebrochener Mann zu Signora Jduni hereingeschlichen und setzte ihr zähneklappernd den Stand der Dinge auseinander.

Signora Jduni lächelte.

Der Impresario zog inzwischen ein Riechfläschchen aus der Tasche. Er hatte bei dergleichen Enthüllungen jedesmal eine Ohnmacht der jeweiligen Sängerin erlebt. Nun stand er da und starrte mit ungeheuer großen Augen auf dieses ruhige Lächeln. Dann aber gerieth er in einen fürchterlichen Zorn. „Sie können lächeln, Signora? Lächeln? Während in einem Tage tausend Jduni-Pfeifchen abgesetzt worden sind, um Sie zu bewillkommnen?"

„Kinderspielzeug!" sagte mitleidig die Sängerin.

„Wie — Kinderspielzeug? Sie sind noch im Stande, zu scherzen?"

„Es wäre der erste Scherz, den Sie von mir vernehmen. Wenn in einem Kinderhäuflein eines lacht, oder weint, oder höhnt, oder mit Steinen wirft, so thun es

alle nach, auch die, welche nicht wissen, warum. Ich meine, Signor, daß Sie dieselben Wahrnehmungen an dem Theaterpublicum gemacht haben müssen. Dergleichen berührt mich nicht im Mindesten."

„Aber mich, Signora — um Ihretwillen!"

„Wozu die nachhinkende höfliche Phrase? Ich liebe dergleichen nicht. Ich weiß so gut wie Sie, daß Sie nicht die Nächstenliebe, sondern das eigene Interesse erregt. Sie haben geglaubt, durch die Art und Weise, wie Sie mich dem Publicum ankündigten, einen glücklichen Schachzug zu machen. Hätte ich davon gewußt, ich würde es nicht zugelassen haben. Nun ist es einmal geschehen. Die goldenen Berge, welche Sie sich davon versprochen haben, verflachen sich zusehens. Das ist es, was Sie berührt. Hätten Sie mich nicht unterbrochen, so hätte ich Ihnen schon vorhin gesagt, was Ihnen jetzt frommt. Ich erwähnte, daß mich selbst dergleichen nicht im Mindesten berührt. Sie dagegen mögen daran denken, daß Kinder eines Spieles und Spielzeuges sehr bald überdrüssig werden und dann ein neues hernehmen."

„Ja wohl — ich kenne das! Nach dem Pfeifen das Trommeln mit Fäusten und Füßen, dann . . ."

„Und so weiter. Gut denn — lösen Sie meinen Contract! Ich gebe Ihnen Ihr Wort bedingungslos zurück."

„Nein — nein! Nimmermehr! Wo denken Sie hin? Ich — nein Sie — nein doch, ich sollte wortbrüchig werden? Ich sollte mir Ihre Großmuth zunutze machen? Sie in unerhörter Weise übervortheilen? Das wäre — gewissenlos."

„Sie wollten also sagen: unklug. Ich liebe es, den Dingen auf den Grund zu sehen. Wozu dieses beständige Drapiren mit Schleierfetzen? Sie wollten also sagen, daß Ihnen meine sogenannte Großmuth sehr ungelegen wäre, daß zu dieser Stunde keine bedeutende Sängerin frei ist, daß Sie mit mir anderswo

die Goldadern durch klügeres Schachtanlegen finden werden, nachdem Sie hier auf taubes Erz gestoßen sind. Gut denn. Ich konnte Ihnen Ihr Wort zurückgeben; ich selbst nehme das meine nie zurück!"

„Aber was werden Sie thun? Man wird pfeifen — Alle werden pfeifen. Selbst in den Logen wird man pfeifen: unter den tausend Jduni-Pfeifchen sind — hören Sie, Signora — zehn Stück von echtem Golde! Die Pfeifchen sind Modeartikel geworden; man trägt sie als Breloques. Alle Welt wird pfeifen, Sie werden stocken, Sie werden schluchzen, weinen, erbleichen, in Ohnmacht fallen — Tumult, Spektakel, Revolution — o, ich habe dergleichen schaudernd nur zu oft erlebt, und diesmal . . ."

„Diesmal nicht wieder. Man wird pfeifen, ich werde weiter singen. Das Pfeifen wird einen Moment meine Stimme decken — dies thut das Blech des Orchesters auch mitunter. Wem früher der Athem ausgeht, das werde nicht ich sein."

„Man wird Sie trotzdem zwingen, abzubrechen. Das ist keine gewöhnliche Voreingenommenheit. Es ist kein Mittel unversucht geblieben, Sie verhaßt und zugleich lächerlich zu machen. Die Einen trotzen, die Anderen höhnen. Diesem gesammten trotzigen Hohn läßt sich weder durch Ihre Kunst, noch durch Ihre Gleichgiltigkeit, so staunenswürdig beide sind, eine wohlwollende Seite abgewinnen . . ."

„Sondern durch offene Kühnheit, welche beweist, wie ungerecht dieser gesammte trotzige Hohn ist. Durch diesen Beweis wird er einfach lächerlich und verfällt in sich selbst."

„Und diesen Beweis?"

„Können Sie führen — Schwierigkeiten bietet er keine."

Nun folgte eine lange Conferenz, an deren Schlusse der Impresario der Signora inbrünstig die Hände küßte.

Die verzückte Miene verließ ihn auch noch nicht, als er heimtänzelte und dabei laute Rufe ausstieß, wie: „Himmlisch! Infernalisch! Göttlich! Diabolisch!“ Die Leute blickten ihm lächelnd nach und dachten, daß der Wein heuer gut gerathen sei.

Einige Tage darauf kündigten die Affichen an: „Die Stumme von Portici“. Mittags überdeckte dieselben ein feuerrothes Placat. Die erste Tänzerin — that dasselbe kund — könne wegen plötzlichen Unwohlseins nicht als Fenella auftreten; die Impresa sei jedoch sofort in Unterhandlungen getreten, um für einen vollgiltigen Ersatz zu sorgen.

Ersatz? Vollgiltigen Ersatz? Aber welchen? Diese Frage beschäftigte alle Welt, und die drei ersten Scenen gingen daher auch vollständig in nervöser Unruhe und einem dumpfen Summen verloren. Am Schlusse der dritten Scene fährt Elvira plötzlich vom Thron auf, um nach der Ursache eines nahenden Getümmels zu spähen. Da fahren plötzlich auch die tausend zusammengeneigten Köpfe im Publicum auseinander. Das Summen ist mit einemmale gänzlich verstummt. Aller Augen spähen mit einem unvergleichlich höher gespannten Interesse als Elvira. Und da diese fragt: „Was ist das?“ — steht plötzlich diese Frage in tausend erstaunten Gesichtern gemeißelt.

In der That, was ist das? Eine Tochter Palma's hat sich mit ihren goldenen Haaren, mit ihrer ganzen entzückenden Schönheit aus irgend einem alten Rahmen gelöst, in welchen sie einst ihr Vater gebannt hat. Und doch wieder nicht Palma's Tochter mit dem ewig strahlenden Lächeln, darin sich Giorgione, Tizian und Veroneſe gesonnt. Jenen Blick, mit welchem Fenella auf der Flucht vor ihren Verfolgern hereinstürzte, hat Palma's Tochter nie besessen; sie hätte sonst nie mehr so lächeln können. Die blauen Augen sind groß und fieberhaft geöffnet. Ihr verzweifelter Blick überfliegt in

haſtender Angſt das ganze Publicum, Rettung erflehend von Allen und von jedem Einzelnen zugleich, bis er ſich plötzlich an Elvira feſtklammert. In einem Nu klammern ſich auch ſchon die Hände, von dem Blicke fortgeriſſen, krampfhaft an Elvira's Gewand. Wie die Stumme jetzt zu Elvira's Füßen ihre Liebe, ihre Kerkerhaft, ihre Flucht ſchildert, hebt ſich kein lauter Athemzug aus der Menge. Es iſt, als ſehe nicht allein Jeder, ſondern als höre er auch und fürchte, eine Silbe zu verlieren. Die Augen der Stummen, jeder Muskel, jeder Nerv reden verſtändliche Worte, ſingen faßbare Gefühle — die ganze Geſtalt wird zum Inſtrument in der ſouveränen Gewalt einer Virtuoſin. Wie dann beim Erblicken Alphonſo's am Traualtar dieſer Frauenleib plötzlich emporſchnellt und in einem unmeßbaren Augenblicke ſchon vor dem Kapellenthore ſteht — man iſt ſich nicht bewußt, ob die Füße ihn getragen oder die Arme ſich in Vogelſchwingen verwandelt hatten. Dann weiter die leidenſchaftlich geſteigerten Scenen, das Zuſammentreffen mit dem Bruder, die Zeltſcene — es iſt ein unvergleichliches Ausgeſtalten von Liebe, Angſt, Eiferſucht, Haß, Kampf und wieder Liebe in Auge, Miene, in jedem Finger. Jede neue Bewegung meißelt mit wunderbarer Plaſtik eine neue Phaſe des inneren Lebens nach außen; die leiſeſten Abſtufungen der Leidenſchaft incarniren ſich in ſcharf beleuchteten Geſtalten. Es iſt ein herrlicher Bilderſaal, welchen der Zuſchauer flüchtigen Ganges durcheilen muß — zu ſchnell, um jedes Meiſterſtück feſthalten zu können, wie er wohl möchte, aber mit ſtaunender Bewunderung vor der Geſtaltungskraft, die alles dies geſchaffen.

Ein unerhörter Beifallsſturm löſt endlich die allgemeine Spannung. Nach dem erſten Acte ſchon hatte man in die verſchiedenſten Richtungen um alle auffindbaren Blumen und Kränze ausgeſchickt; kein Menſch war auf dergleichen gefaßt geweſen, kein Menſch hatte

ein einziges Blümchen mitgebracht. Jetzt wurde die Bühne zum Blumengarten, durch welchen Fenella ungezählteмale den fanatischen Hervorrufen folgen mußte. Sie schritt ruhig bis an die Rampe, als gehe sie spazieren, richtete gleichgiltig die blauen Augen auf die tausend Köpfe unten, als schaue sie, an etwas ganz Anderes denkend, über die tausend Steine des Straßenpflasters hin, und nickte leise mit dem Kopf, als danke sie im Vorübergehen einem Unbekannten gleichgiltig für seinen höflichen Gruß. Das war nun nach den vielen wunderbar bewegten Gestalten, welche die Menge an ihr bewundert hatte, noch eine neue. Neu auch in anderer Hinsicht; man war bei solchen Hervorrufen sonst gewohnt, die wunderlichsten Männchen und die zierlichsten Koketterien mit der Bescheidenheit zu sehen, jenes Händefalten, Herzpressen, flehende Abwehren und endlich das übliche Ersterben in Demuth über alle die unverdiente Gnade. Die Gestalt war auch nach dieser Seite hin so neu, daß man nicht satt wurde, sie zu betrachten. Als endlich auch das vorüber war, stand die Jugend vor dem Künstlerausgange bereit, den Beifallssturm durch die Gassen weiter brausen zu lassen, den Wagen Fenella's auszuspannen und sie selbst im Triumphe heimzuführen. Die reifste und überreife Jeunesse dorée erstürmte den Bühneneingang und bildete Spalier. Endlich öffnete sich das Garderobezimmer. Aber das war nicht die erwartete Fenella. Es war eine kleine, ältliche Dame mit einem wohlwollenden Lächeln. An diesem Lächeln flackerte sofort der Muth auf, die Dame zu bitten, anzuflehen, zu bestürmen, daß sie die Möglichkeit zu einer nachträglichen intimeren Ovation nicht abschneiden möge. Sie machte auch nicht den geringsten Einwand und öffnete die Thür angelweit. Das Zimmer war leer — Fenella längst durch ein Seitenpförtchen entschlüpft. Nur die zahllosen Kränze und Blumen lagen in bunten Häuflein rings umher.

„Fenella hatte also diese Triumphzeichen nicht mit sich nach Hause genommen?“ fragte man.

„Nein,“ sagte die Dame, indem sie ihren Hut aufsetzte.

„Nun ja — eigentlich wäre dies ja gar nicht möglich gewesen — sie nehmen einen ganzen Wagen für sich allein in Anspruch — sie wird sich dieselben eben später abholen lassen.“

„Nein,“ sagte die Dame, ihre Handschuhe zuknöpfend.

„Also was dann . . .?“

„Man wird sie beseitigen. Meine Nichte liebt die Blumen nicht,“ sagte die Dame mit dem wohlwollenden Lächeln, verbeugte sich und ging davon.

Die überreife Jugend blieb allein mit den Blumen und starrte dieselben ziemlich verdutzt durch die mühsam eingeklemmten Monocles an. Sie liebt die Blumen nicht? Selten und seltsam! Aber doch, was daran hängt: Beifall, Ehre, Ruhm, Triumph? Gut! Man wird fortgehen, man wird im Club debattiren, an welches andere äußere Zeichen sich jene schönen Dinge anhängen lassen, da sie die Blumen einmal durchaus nicht liebt. Seltsam, aber eigentlich interessant! Jedenfalls chic! Dabei hatte man aber weder ihren Namen, noch ihre Wohnung erfahren. Der Impresario hatte sich unwohl gemeldet; dem Opernpersonale war Fenella wildfremd. So antwortete wenigstens jeder auf die zahllosen Fragen; einige lächelten zwar dabei überlegen, aber gesagt hat keiner etwas.

Der nächste Morgen brachte den Zeitungslesern die Ueberraschung, daß die „Stumme von Portici“ von einer wirklich Stummen gespielt worden sei. So erkläre sich das Wunderbare der Leistung auf natürliche Weise und lasse sich auf den richtigen Maßstab reduciren. Wem die Geberde nicht bloß begleitender Behelf, sondern immer das einzige Ausdrucksmittel gewesen sei,

der beherrsche dieselbe eben wie der Redner das Wort. Die Technik der Muskeln sei in diesem Falle kein Product der Ueberlegung und Kunst, sondern der Gewohnheit, sowie der Redner nicht erst nachdenke, wie die Sprachwerkzeuge bei einer Wortbildung zusammenwirken. Es mögen daher Alle, welche gestern für eine vermeintlich ideale Kunst geschwärmt, ihre zu hohe Stimmung herabschrauben auf das Niveau eines — man müsse zugeben — immerhin ansprechenden Realismus.

Einige Tage danach tauchte die über Fenella ganz vergessene Sonne am Horizont empor. „Aida" stand auf den Riesenplacaten, und obenan mit Riesenlettern:

„Amneris ..... Signora Paolina Jduni."

Man vergaß sofort wieder Fenella über der linealgenährten Contra-Altistin. Diesmal trat sie zwar nicht als altes Weib oder Hexe auf — aber desto schlechter! An der jungen Pharaonentochter würden die Linealecken nur um so lächerlicher hervorstechen. Logen und Parterre hatten ihre Pfeifchen in den Gilettaschen, die Galerie die Schlüssel in den Hosentaschen, alle Welt das mühselig verhaltene Hohngelächter in der Kehle mit sich gebracht. Es mußte grausam werden. Die Agiotage wucherte; die Plätze wurden zu fünffach erhöhten Preisen bezahlt, und eine halbe Stunde vor Beginn war auch um den zwanzigfachen Preis kein Sitz mehr aufzutreiben. Jedermann wollte der „Hinrichtung" beiwohnen. In dem Mischlingsblute dieser Epigonen erwachte etwas, was anderthalb Jahrtausende geschlafen hatte: ein Blutatom, das einst durch die Adern eines alten Italers zum Herzen emporgesprudelt war, als ein Christenmädchen den wilden Thieren im Amphitheater preisgegeben werden sollte. Es sollte eine Märtyrergeschichte werden, wie jene vor Alters. Man schlägt jetzt, wie damals, nicht ungestraft dem Herkommen und süßen Gewohnheiten ins Gesicht. Der

Löwe, der sich in der Arena wohlig zu strecken scheint, lechzt heute wie vor anderthalb Jahrtausenden nach Blut.

Todtenstille herrscht im Hause während der ersten Scene. Der Löwe wartet auf sein Opfer, regungslos, sprungbereit, spähend. Da erscheint an der Schwelle Amneris. Der Löwe starrt sein Opfer an und rührt sich nicht. Die Augen funkeln noch immer, die Pranken spannen sich noch immer zum Sprunge, aber er springt nicht. Der Löwe ist zu Stein geworden. Die Amneris von heute ist die Fenella von damals. Die blauen Augen haben bereits zu Radames geredet; die innere Erregung bei seinem Anblicke hat sich bereits in der ganzen Gestalt ausgemeißelt und verzittert in den Wellen des goldigen Haares, ehe noch die Lippen sich geöffnet haben. Jetzt erklingt der erste Ton und durchbebt mit gesättigter Fülle den weiten Raum bis an die äußersten Enden. Wie eine elektrische Berührung durchzuckt er in einem Augenblicke die tausendköpfige Menge.

Es gibt eine reizende Dichtung von Hartmann von der Aue, der Artussage entnommen: Iwein, der Ritter mit dem Löwen. Iwein befreit einen Löwen aus dem Rachen eines Lindwurmes; der dankbare Löwe wird von da an mit rührender Treue sein steter Begleiter. — Die alte Artussage lebte noch einmal auf. Der Lindwurm hatte seit Wochen Feuer und Gift gespieen, und der Löwe, davon betäubt und keiner Regung mehr fähig, stak schon tief in dessen Rachen. Da reißt ihn ein kühnes Weib mit einer Ruhe heraus, wie etwa ein anderes sich die Zöpfe flicht. Der gerettete Löwe, der sprungbereit dagelegen, erkennt plötzlich das muthige Weib dort oben, das in waghalsiger Unerschrockenheit dem Lindwurme den Garaus gemacht hat. Und wie für Iwein, so war der Löwe von diesem Augenblick an ganz Auge und Ohr für dieses Weib und folgte mit rührender Treue jedem Zucken des kleinen Fingers, jedem Tone.

Doch auch ohne die Rettung vor dem Lindwurme wäre der blutlechzende Löwe überrascht, verstrickt, unterjocht, gebunden worden durch den Zauber dieser Stimme. Die wenigen Worte: „Geliebter, komm, berausche mich!" hätten dies allein vollbracht mit ihrer wunderbaren Süße und ihrem räthselhaften magischen Wohllaut. Und auch sein Auge würde festgehalten und hingerissen worden sein in der erschütternden Scene, wo unten die Priester verdammen und oben Amneris vergibt und stumm durch alle Herzensqualen schreitet.

Es war in der That grausam, wie man vorhergesagt — nur in anderer Weise. Das waren keine Beifallsstürme, sondern Anfälle von Tobsucht, minutenlang fortrasend, bis die ruhigen blauen Augen gleichgiltig hinabblickten und der Kopf, leise grüßend, nickte. Es sind Augen, von denen man sagt, daß sie den Wahnsinn besser bändigen als die Zwangsjacke. Aber kaum sind sie verschwunden, so beginnt das Delirium von neuem. Ist ihre Macht gebrochen oder die instinctive Sehnsucht nach ihrem zwingenden Blicke so übergewaltig? Und so geht es ungezähltemale weiter. Kein Mensch will den Saal verlassen — da thut es Signora Jduni selbst, wie der Impresario erklärt, der schließlich anstatt ihrer vortritt.

Der Lindwurm, der wochenlang jeden Morgen in allen Farben geschillert hatte, war todt. Die Journale sprachen weder von Linealen, noch von Hexen mehr. Der ernste Aesthetiker, der erfahrene Musikkenner, der gebildete Schriftsteller traten jetzt in die große Lücke, darin der Lindwurm vordem gehaust hatte. Sie analysirten die Leistungen der Fenella und der Amneris, und kamen zu dem Resultate, es sei selbst für den Fachmann schwer zu entscheiden, ob Signora Jduni größer als Schauspielerin oder als Sängerin sei. Fest stehe nur, daß sie in der wunderbar harmonischen Vereinigung beider das Jdeal einer dramatischen Sängerin sei. Für

die Stimmung des Publicums aber war es charakteristisch, daß kein Mensch von der Oper „Aida" sprach, sondern alle, wie auf Verabredung, von der Oper „Amneris". Verdi's Werk war umgetauft worden. —

Ihre Nichte liebte die Blumen nicht — hatte damals die Dame mit dem wohlwollenden Lächeln verlauten lassen. Man veranstaltete also eine Serenade mit Fackelzug. Aber Signora Jduni war an demselben Abend auf das Land gefahren, obzwar man durch ein weit verzweigtes Spioniersystem sicher zu wissen glaubte, sie sei daheim. Die kostbaren Geschenke, die sich täglich einstellten, wurden — ob Gold, ob Diamanten, ob eine herrliche Antike — ohne Antwort zurückgeschickt; ebenso die Briefe. Besuche wurden von der Tante, aber von dieser allein, mit dem bekannten wohlwollenden Lächeln empfangen und entlassen, Einladungen ausnahmlos abgelehnt. Das Lächeln verschwand gegenüber kühneren Helden, die zu einem fürstlichen Vermögen überdies ihr Herz in die Wagschale werfen wollten; diesen wurde mit ungeheuchelter Entrüstung heimgeleuchtet. Da sich auch etwelche Hartnäckige fanden, welche allem demjenigen, was die Anderen darbrachten, auch noch ihren mehr oder minder glänzenden Namen anzuhängen gedachten, sagte die Dame wie bei allen anderen Anerbietungen: „Meine Nichte liebt dergleichen nicht."

Es war, um den Verstand zu verlieren. Was also liebte sie denn, wenn sie alles dasjenige nicht liebte, was Andere lieben?

„Niente," erwiderte die Dame ruhig lächelnd, als sagte sie das natürlichste Ding der Welt, und verschwand mit einem kurzen, verabschiedenden Knicks.

Und diese Tante war — das machte das Maß voll — ganz aus demselben Thone geformt wie ihre Nichte. Keine Art Bestechung, um bei Signora Jduni vorgelassen oder auch nur freundlich genannt zu werden, verfing bei ihr. Auch sie liebte „niente". Sie liebte nicht

einmal das süße Gift der Schmeichelei, und die zartsinnigsten Geschenke an ihre eigene Adresse pflegte sie dem Ueberbringer entrüstet vor die Füße zu werfen. So bildete sich die zweite Frage: Was liebt denn also die Tante? Und diese Frage war bedeutungsschwer. Denn mochte man auch die Dame hinter ihrem Rücken als Cerberus, Argus, kolchischen oder hesperischen Drachen bezeichnen, die Wahrheit blieb unverrückbar, daß erst dieses Bollwerk genommen sein mußte, ehe man auch nur eine Fingerspitze ihrer Nichte zu Gesichte bekommen konnte. Antwortete ja selbst der Impresario auf die Frage, was Signora Jduni liebe: „niente", und zuckte die Achseln bei allen Bestürmungen um seine Vermittelung bei ihr. Alles dies sei umsonst; die Signora habe ihre Eigenheiten, die kein Gott beugen oder auch nur haarbreit ablenken könne. Die Tante aber sei eine gänzlich unzugängliche Festung.

Aber dieses scheinbar unüberwindliche Bollwerk war inzwischen gleichwohl, ehe es sich dessen recht versah, durch einen Ueberfall genommen worden. Man brachte nämlich eines Tages der unerbittlichen Tante eine Karte herein, darauf zu lesen war: „Conte Gaetano Armoneta." Sie seufzte schwer auf: „Noch einer! In Gottes Namen denn! Auch noch der Eine zu den Anderen!" Es war ein eleganter, schöner Mann, welcher da eintrat — nun ja, wie viele unter den Anderen vor ihm. Etwas ernster sah er aus als die Uebrigen — und das war nicht gut. Sie sah es ihm auf den ersten Blick an, daß sie mit ihm nicht so schnell fertig werden würde, wie mit den Anderen. Er hatte etwas Zähes in seiner Miene, das ihr bange machte, und daneben einen schwermüthigen Ausdruck in den Augen, der sie gleich weich stimmte. Aber es stellte sich zum Glück alsbald heraus, daß er nicht zu den Anderen gehörte. Er kümmerte sich gar nicht um ihre Nichte und erwähnte sie mit keinem Worte.

„Gestatten Sie mir, Signora," sagte er, „zu fragen, ob Sie mir in der That irgend welche Auskunft über einen jungen Mann geben können, Namens Antonio Bardi?"

„Toniello!" rief die Dame aus, indem sie trotz ihrer Beleibtheit gleich einem Wiesel emporschnellte.

„Wohl, Toniello," erwiderte der Conte. „Er ist mein Milchbruder gewesen. Aber ich habe ihn immer lieb gehabt wie einen leiblichen Bruder. Und wie eine leibliche Mutter ist mir seine Mutter gewesen, die mich seit dem Tode meiner Mutter gepflegt und groß gezogen hat. Dann bin ich auf Reisen gegangen. Während meiner mehrjährigen Abwesenheit starb mein Vater. Vor seinem Tode wies er dem Toniello ein Bauerngütchen als Erbstück zu, mit dem Bedeuten, er wolle Gaetano nicht vorgreifen, der bei seiner Heimkehr für ihn weiter und noch besser sorgen werde. Denn mein Vater wußte, wie nahe mir Toniello's Glück gehe, und billigte mein Vorhaben, demselben einmal die Gesammtverwaltung meiner Güter in die Hand zu geben, wenn er sich zuvor an einem eigenen Gütchen versucht haben würde. Als ich nach Jahren heimkam, hörte ich, daß Toniello das Erbgütchen verpachtet habe und mit Arbeitern nordwärts gezogen sei, um die Welt zu sehen. Später habe der Pächter das Besitzthum selbst käuflich an sich gebracht, weil Toniello in der Fremde verunglückt sei. Bei meinen weiteren Nachforschungen wies man mich hieher, zu Ihnen, Signora Vico, und so komme ich denn soeben vom Bahnhofe direct zu Ihnen."

Die Dame Vico bekam einen Anfall ihrer alten Redseligkeit. Sie erging sich in einer ausführlichen Schilderung von Toniello's Leben bis zu dessen Tode, untermischt mit Ausrufen, Seufzern, Schluchzen und Thränen.

Der Conte ließ den Kopf hängen. Dann sagte er, mit feuchten Augen aufblickend: „Und seine arme Braut? Lebt sie noch?"

„Sie lebt."

„Wo? Was kann ich für sie thun?" rief er aufspringend.

„Niente!" sagte Signora Vico traurig. „Kommen Sie heute in die Oper — wir wollen dort weiter darüber reden. Nur jetzt nicht mehr! Ich bin jetzt ganz außer mir über alle die alten traurigen Erinnerungen. Acht Jahre sind seitdem verflossen, und nun scheint es mir, als wäre dies alles erst gestern geschehen. Gehen Sie jetzt, Signor Conte — ich erwarte überdies auch jeden Augenblick meine — — jemanden. Addio, Contino!" Sie sagte bereits: Contino. Er war schon von ihrem ewig sehnsüchtigen Muttergefühl adoptirt, wie vor Jahren Coniello. Die feuchten Augen hatten es ihr angethan.

Man gab wieder „Aida" oder, wie man sagte: „Amneris". Signora Vico war in der Loge, die an die Bühne stieß. Der Conte hatte ihr auch beim Eintreten in den Saal grüßend zugenickt. Aber er erschien nicht in ihrer Loge. Er mußte dies ganz vergessen haben; denn er blickte später auch nicht mehr zu ihr hinauf. Er schaute überhaupt weder rechts noch links, sondern hielt die Augen unbeweglich auf die Bühne gerichtet, und im Zwischenact auf den Vorhang, als wollte er denselben mit seinem Blicke durchbohren. Signora Vico meinte Anfangs, dies alles sei durch die Bewunderung für Amneris veranlaßt. Aber sie kam wieder von diesem Gedanken ab; denn bei den wiederholten minutenlangen Beifallszeichen hatte er auch nicht einen Finger gerührt. Am nächsten Abende war auf stürmisches Andringen wieder „Fenella" angesetzt worden — so nannte man jetzt allgemein die Oper. Der Conte war auf seinem Sitz und benahm sich wie am Tage vorher; nur daß er schon beim Eintreten den Vorhang mit den Augen zu durchbohren schien und keinen Augenblick Zeit fand, zu Signora Vico hinaufzusehen. So ging es einige Tage weiter.

Eines Vormittags endlich machte er der Signora einen zweiten Besuch. Er war blaß; der zähe Zug war noch nachdrücklicher in seiner Miene gefestigt; die Schwermuth stand noch schärfer und vertiefter in seinem ganzen Gesicht ausgeprägt. „Ich komme," sagte er, „um von Ihnen Abschied zu nehmen, Signora. Ich reise zu Toniello's Braut. Sie ist mir ein heiliges Vermächtniß."

„Thun Sie das nicht, Signor Contino! Sie können ja auch für Baldine nichts, gar nichts thun. Aeußerlich geht es ihr ohnedies gut; sie besitzt mehr, als sie je besessen, viel mehr als sie zu ihrem Leben benöthigt. Und innerlich — Du heilige Madonna! Können Sie ihr etwas von dem zurückgeben, was sie einst besessen hat? Die Liebe zu Mensch und Thier und Blume? Das Vertrauen zu den Menschen, den Glauben an guten Willen und an Nächstenliebe in der Welt? Oder, Signor Contino — was am traurigsten ist — den Glauben an die Madonna, den Glauben an Gott und seine Heiligen? — Niente, niente!" schloß Signora Vico und schüttelte traurig den Kopf.

„Und doch, ich will Baldine hieher bringen."

„Hieher? Wie? Wozu?"

„Wozu? Damit sie einmal Signora Jduni als Fenella sieht. Fenella leidet viel tiefere Qualen als jenes Mädchen: sie verliert auch ihren Geliebten, aber durch schnöden Verrath. Und gleichwohl findet Fenella noch ein Heil, einen rettenden Aufschwung in der Liebe zu ihrem Bruder. Baldine besitzt auch einen Bruder — mich. Und ich werde es zu Ende führen, sollte ich auch selbst darüber zugrunde gehen."

„Wie? Weshalb zugrunde gehen?"

„Haben Sie nie gehört, Signora, daß Einem Heilmittel sein kann, was dem Anderen verzehrendes Gift ist? Addio, Signora! Ich eile, da ich in einer Stunde abreise."

„Heiligste Madonna! Sind Sie heißblütig, Signor Contino! Und sehen dabei doch so kalt aus! Baldine — Baldine ist ja gar nicht mehr in dem Waldviertel von Oberau."

„Wo also?"

„Ich weiß es nicht."

„So werde ich sie suchen gehen. Ich bin bisher ohne jeglichen Zweck planlos durch die ganze Welt geirrt — jetzt habe ich wenigstens ein Ziel. Addio, Signora."

Signora Vico ergriff ihn beim Arme. „So dürfen Sie mir nicht fort, Signor Contino, so ins Blaue hinein! Warten Sie nur einige Tage, bis ich selbst Erkundigungen eingeholt habe. Versprechen Sie mir das! Sie wollen nicht? Also einen Tag wenigstens! Und ich lasse Sie nicht fort! Inzwischen kommt meine Nichte aus der Probe zurück. Ich will mit ihr sprechen — das heißt — ich will — sie würde sich ängstigen, daß ich ausgegangen bin, ohne ihr etwas davon zu sagen."

„Ihre Nichte? Ja so, Signora Iduni!" sagte der Conte und senkte die Augen zu Boden. Dann, als spinne er einen angefangenen Gedankenfaden zu Ende, murmelte er vor sich hin: „Man sagt, daß sie noch niemand außerhalb der Bühne gesehen; man erzählt wunderliche Dinge von ihr . . ."

„Wie von Ihnen, Contino," fiel Signora Vico ein. „Wie Sie in den Sümpfen Indiens Tiger beschleichen, in Afrika Löwen, Elephanten und Nilpferde jagen, mit Vorliebe aber ganze Feldzüge gegen Sklavenhändler unternehmen — wie Sie überall dort zu finden sind, wo die Gefahr am höchsten und der Tod am nächsten ist, wie Sie . . ."

„Mein Gott, ja, Signora — man läuft eben aus der Heimat davon und durchwandert die ganze Welt, um irgendwo froher zu werden als daheim. Das ist eine Täuschung! So gut ist es mir nirgends und nie

seither geworden, wie daheim in der Kinderzeit, als noch Toniello's Mutter, die seelengute Maruccia, auf der Bank vor dem Hause Kastanien schälte oder Maiskolben aushülste. Toniello und ich saßen auf dem Rasen zu ihren Füßen und hörten zu, wie sie uns unermüdlich die Lieder vorsang, die bei unserem Volk in Brauch sind — o, die schönen, guten, alten Lieder!"

„Ja, die Lieder! Toniello hat sie von der Mutter geerbt. Er sang so schön! Zumal ein Lied sang er so oft und so gern. Wie war es denn nur?" Und Signora Vico summte leise den Anfang der Melodie. Dann stockte sie und konnte nicht weiter.

Der Conte erhob sich und öffnete den Flügel, der im Empfangszimmer für den Impresario bereit stand, damit er sich daran die Zeit des Wartens vertreibe. Er schlug leise das Thema an und begann dann mit einem weichen Bariton das Lieblingsliedchen Toniello's:

Wenn eingeschlummert einst
Und todt ich werde sein —

Als er während des Singens einmal aufblickte, fielen seine Augen auf den Spiegel der gegenüberstehenden Wand. In dem Rahmen des Spiegels stand das Weib, das er als Fenella und Amneris gesehen, die Augen starr vor sich hin gerichtet, während die Arme schlaff am Leibe hinabhingen. Eine Seitenthür stand offen; daneben lehnte bestürzt Signora Vico. Ihm selbst versagte die Stimme. Mechanisch spielten seine Finger noch die Melodie weiter, dann sprang er plötzlich nach einem Mißton auf. Er war sehr bleich und verneigte sich stumm.

„Es ist Toniello's Milchbruder," sagte Signora Vico kleinlaut.

Die Sängerin blickte den Conte lange schweigend und durchdringend an, aber sie sagte nichts.

Signora Vico fügte noch kleinlauter hinzu: „Conte Armoneta ist zu mir gekommen, um sich über Coniello's Schicksal zu unterrichten. Nun will er durchaus Baldine suchen gehen und hieher bringen, um —" Sie stockte.

„Um . . .?" erklang es in der tiefen, weichen Stimme der Amneris.

„Um ihr Bruder zu sein, weil sie gleichsam ein Vermächtniß Coniello's ist. Und gerade hieher will er sie bringen, um ihr an Fenella zu zeigen, wie Bruderliebe aus Verzweiflung rettet."

Signora Jduni blickte den Conte noch einmal fest an. „Die Schwesterliebe ist Masaniello nicht gut bekommen," sagte sie dann langsam zu ihm. „Er fällt durch Gift und Schwert. Ihr ist am Ende auch am wohlsten, sich im Vesuvfeuer zu wärmen vor der kalten Welt. Bruder — wozu? Aber wozu auch Mystificationen, wie sie etwa mein Impresario liebt? Sie brauchen nicht weit zu suchen, Conte. Die Braut Coniello's bin ich gewesen. Ich bin jene Baldine, die Sie holen wollen. Nehmen Sie gleichwohl an, jene Baldine sei längst todt, und Sie hätten nur eine Person gefunden, die Ihnen mehr von Coniello zu sagen weiß, als etwa Andere. Mamma mia" — sie wandte sich zu Signora Vico — „Coniello's Milchbruder mag wiederkommen, wenn er Verlangen trägt, von Coniello zu hören. Er macht eine Ausnahme — er kommt nicht wegen meiner; es ist gerecht, daß auch ich eine Ausnahme mit ihm mache."

Der Conte machte seitdem von dieser ausnahmsweisen Erlaubniß von Zeit zu Zeit Gebrauch. Signora Jduni berichtete ihm alles, was sie von Coniello wußte. Sie that es ruhig, gleichgiltig, kalt, ohne die leiseste Gefühlsregung in Miene oder Stimme, als ob sie irgend eine uralte Sage aus grauer Vorzeit recitirte. Nicht ein einzigesmal flocht sich durch das eintönig graue Gewebe des Berichtes ein farbiger, lyrischer

Faden. Wie ein altes Epos klang es, darin der Rhapsode selbst gänzlich zurücktritt, um theilnahmlos zuzuhören, zuzusehen und dann zu erzählen. Farbensatte Lyrik und blühende Idylle dagegen durchschlang die Erzählungen des Conte. Immer wieder kam er dabei auf sein und Coniello's Jugendleben zurück und auf die unvergeßliche gute Maruccia, seine Pflegemutter, Coniello's Mutter. Dazwischen setzte er sich auch wohl zum Flügel und sang das eine oder andere Lied Maruccia's, während Signora Idumi hinter ihm stand und er ihre starren Augen und die schlaff niederhängenden Arme im Spiegel sah. Zuweilen auch erzählte er von seinem späteren ruheloſen Leben, von fremden Erdtheilen, von anders gearteten Menschen und ihrem Thun. Dann saß Signora Idumi in der Sophaecke mit gesenktem Haupt und hörte schweigend zu. Es war ihr, als ziehe ein alter Traum an ihr vorüber. Wie ein laut schreiender Karren tauchte es auf der Berghöhe empor, hinter ihm ein Haupt mit schneeig weißem Barte, dann nach und nach, wie aus Nebeltiefen, die ganze Gestalt eines Greises. Näher und nahe wankte es heran und begann einem lauschenden Kinde vorzuerzählen von fremden Gegenden jenseit der Berghöhe, von anders gearteten Menschen und ihrem Thun. Jetzt klang es laut und deutlich an ihr Ohr, wie ein altbekanntes und längst verhalltes Wort: „Es hat alles sein Gutes — man muß es nur herausfinden!" Da strich sie mit der Hand über die Augen, um das Traumbild daraus wegzuwischen. Herausfinden — dachte sie — herausfinden, wo nichts ist? Er wollte wohl sagen: „man muß es nur hineinlegen!" Das mag vielleicht dem wohl thun, der zu schwachherzig ist, die entsetzliche Leere anzustieren. Aber auch das nützt ja nichts — es ist ein bodenloser Abgrund. —

Eines Tages zeigte der Conte schon beim Eintreten eine mühsam zurückgedrängte Aufregung, die

gegen seine sonstige schwermüthige Ruhe sichtlich abstach. Er trat rasch und entschlossen zu Signora Jduni, aber da war es plötzlich, als versagten ihm die Worte. Er ging zu dem Tische, blätterte in einem Album, öffnete den Flügel, tastete mechanisch einige Accorde heraus, schloß ihn wieder und setzte sich endlich stumm in eine Fensternische. Die Sängerin sah ihn fragend an. Er fühlte den durchdringenden Blick auf sich lasten. Da stand er heftig auf, trat rasch zu dem Fauteuil, darin sie saß, und sagte mit bebender Stimme: „Ich habe in meinem Leben viel tollkühnen Muth um nichts vergeudet. Vielleicht läßt er mich deshalb jetzt im Stiche, wo ich ihn ernstlich brauche. Ich lerne in dieser Stunde kennen, was Furcht ist — wollen Sie mir nicht helfen, Signora?"

„Was haben Sie? Sprechen Sie doch!"

„Coniello hat Sie einst glücklich machen wollen. Sein Wille ist ein heiliges Vermächtniß für mich. Ich kann es nicht in dem Maß erfüllen, wie er es vorgehabt hat — ich bin nicht Coniello. Ich kann Sie nicht glücklich machen; aber wenigstens lebensfroher, heiterer, zufriedener möchte ich Sie sehen. Schicksal und Menschen haben an Jhnen gefrevelt; ich möchte es gut machen — nein, nur besser wenigstens. Und ich fühle die Kraft dazu in mir, weil ich Sie unsäglich liebe. Seien Sie mein Weib, Paolina!"

„Also auch Sie!" sagte sie traurig. „Auch Sie, wie die Anderen! Die Anderen kannten mich doch wenigstens nicht; die Anderen durften mein Wesen für eine seltsame Laune halten, die vielleicht einmal umschlagen werde, wie das Wetter. Durften auch Sie das? Sie, der Sie mir um Coniello's willen näher getreten sind, von dem ich Verständniß erwarten konnte?"

„Weil ich Sie verstehe, glaube ich an ein froheres Leben für Sie. Jn diesem Glauben nur habe ich sagen können: Seien Sie mein Weib! Ich liebe Sie innig —

aber ich hätte mein aufschreiendes Herz zusammengepreßt und hätte geschwiegen, wenn ich jenen Glauben nicht besäße."

„Und beides ist Aberglaube: der Glaube sowohl, daß es in und mit mir je anders werden könnte, als es geworden ist, wie auch der Glaube an Ihre eigene Liebe."

„Ich schwöre Ihnen bei Gott . . ."

„Gott?" unterbrach sie ihn jäh. Dann sah sie ihn befremdet an und sprach mit harter Stimme: „Sie sind sehr fromm erzogen worden, Conte?"

Das klang wie Mitleid und Hohn zugleich. Er erwiderte nichts darauf. Aber sie las in seinen Augen und Mienen einen tiefen Schmerz — solch stummes Reden versteht sie besser als tönende Worte. Da reichte sie ihm die Hand hin und sagte: „Es thut mir leid — verzeihen Sie, wenn ich Sie gekränkt habe. Ich weiß, Sie meinen es gut, aber Sie täuschen sich über mich und über sich selbst."

„Ueber mich selbst! Ich habe einst ein Mädchen gekannt: wir wuchsen als Kinder nebeneinander auf; unsere Seelen wuchsen ineinander und verklammerten sich mit tausend Aesten. Dann wurde sie mein Weib. Wenige Wochen danach ist sie gestorben. Das ist es gewesen, was mich aus der Heimat wegscheuchte. Meine Seele, die nach dem Tode lechzte, schleifte meinen Leib in den Pesthauch der indischen Sümpfe, in das mörderische Klima Afrikas, unter Rudel wilder Thiere und Menschen. Wovor ich aus der Heimat geflohen, es folgte mir auf Schritt und Tritt; der Tod, dem ich auf Schritt und Tritt folgte, er floh mich. So bin ich heimgekehrt, wie ich ausgezogen war. Toniello's unbekanntes Schicksal lenkte meinen Schritt hieher. Hier erst habe ich erkannt, daß mein Herz noch nicht todt ist. Sie, Paolina, wühlen mit einem Blicke die unergründeten Herzenstiefen auf. Der unter der Asche fortglimmende

Funke lag plötzlich zu Tage, als ich Sie sah. Dann haben Sie gesungen. Das ist eine Stimme, die nicht bloß mit sinnlichem Wohllaut an das Ohr heranbebt — o, nein, sie singt sich tief bis in das Herz hinein. Ein Frühlingshauch kommt sie herangezogen, aufthauend, erschütternd, was wie todt gelegen. In leidenschaftlichen Schwingungen weht sie alle welken Blätter auf dem gelockerten Boden auseinander. Und dann bebt sie liebkosend darüber hin, daß aus der todten Asche selbst sich das Leben zu rühren beginnt, keimend, grünend, blühend. So geschah mir, als ich Sie hörte, Paolina. Ich fühlte, wie mein Herz anfing, sich zu regen, zu pochen versuchte, stockend erst, dann rascher und lauter, und endlich in heißer Wallung fortstürmend. So habe ich Sie lieb gewonnen."

„Nicht mich, sondern die Künstlerin. Ich hätte Ihnen dies nie besser beweisen können, als Sie es jetzt selbst gethan. Ich habe Ihren Enthusiasmus für meine Kunst nie zurückgewiesen, weil ich sah, daß er Sie froh machte. In dieser Stunde, wo er Ihre Gefühle täuscht, muß ich darüber reden. Es ist besser, eine Illusion weniger, wenn diese nur Gefahr in sich birgt. Spiel und Gesang sind bei mir nie Sache des Gefühles gewesen, sondern ganz und gar äußerliche Kunstfertigkeit."

„Kunstfertigkeit! Bei einer Darstellung, so abgrundtief, so ergreifend wahr, daß ich jedesmal wie aus einem Traum auffahre über diesem brutalen Zusammenklatschen der Hände. Ich fühle etwas wie einen physischen Schmerz dabei. Und jedesmal denke ich, wie es vollends Ihnen wehe thun muß, wenn so die Wirklichkeit den Gefühlsfaden, der noch in Ihnen fortspinnt, jäh mit unzarter Faust abreißt. Der berauschende Beifall mag dies wohl mildern . . ."

„Sie irren zweifach. Der Beifall berauscht mich nicht; er ist mir gleichgiltig. Er reißt mich auch nicht

brutal aus einem Traumreich; ich stehe unverrückbar auf dem nüchternen Boden der Wirklichkeit."

„Unmöglich! Sie? Nein!"

„Das stört Ihre Illusionen! Ich habe dergleichen auch einmal gehegt. Ich habe auch gemeint, man müsse Liebe, Haß, Zorn, Entzücken, Verzweiflung auf den Brettern selbst fühlen, um wahr zu sein und die Menschen durch Wahrheit zu bewegen. Darum wiederholte ich immer wieder meinen Meistern, daß ich nicht zur dramatischen Sängerin tauge; denn jenes seien Erregungen, welche ich auf der Bühne nicht fühlen könne, weil ich sie überhaupt nicht fühle. Daß gerade diese souveräne Macht über jede Erregung mich zur seltenen Künstlerin stemple, ich habe es ihnen nie geglaubt. Dann kam eine große Tragödin, ein Weib, wie es nur einmal in einem Jahrhunderte durch die Welt zieht, um die versumpften Seelen im tiefsten Grunde aufzuwühlen. Sie wühlte auch mich aus einer jahrelangen Apathie auf. Ich empfand wieder ein Regen in meiner Seele. Einmal sah ich sie als Desdemona. Ich saß wie versteint und hätte doch am liebsten vor ihr dort oben niederknieen mögen. Neben mir vernahm ich leises Schluchzen. Ich blickte auf: die Frauen weinten, die Männer saßen mit feuchten Augen da. Mir ist es nicht gegeben, zu weinen; ich starrte mit trockenen Augen wieder auf Desdemona hin. Da sah ich, wie die gewaltige Herzenserregerin in einem Moment erschütterndster Leidenschaft sich umwendete und nickend in die Coulisse hineinlachte. Ich stand auf und ging hinaus. Dieser eine Blick hat mir gezeigt, daß ich zur Künstlerin tauge. Die große Tragödin habe ich nicht wieder gesehen. Ich habe sie zu dem Kram geworfen, mit welchem ich da oder dort glücklich zu werden vermeint hatte. Nennen Sie den Kram „Illusionen". Es war meine letzte. Thun Sie, wie ich, Conte, werfen Sie die Künstlerin Iduni zu den zerstörten Illusionen!

Ihnen bleiben dann immer noch andere — mir ist keine mehr geblieben."

„Das innigste Gefühlsleben schlummert nur in Ihnen, Paolina; darum wissen Sie nichts von ihm. Auf den Brettern erst erwacht es mit titanenhafter, weil unverbrauchter Macht. So ganz und voll gestaltet sich dann jedes Gebilde, als wäre keine Vermittlerin mehr da, sondern nur jene Gestalt."

„Das ist es auch. Jene Gestalt selbst ist nur noch da, weil es in mir leer ist. In solcher Oede findet wohl jede Gestalt genugsam Raum, sich auszuweiten. Ich habe einst einen alten Mann gekannt, der ließ seinen Karren für sich klagen und weinen. Ich, die es selbst nicht vermag, weil ich es nicht fühle, lasse die Gebilde der großen Meister für mich klagen und weinen. Und lache und jauchze ich auch zuweilen auf den Brettern — nun, ich besaß als Kind einmal einen Ball, dem ich abfragen wollte, woher alle die ungestüme Freude und wilde Lust, mit welcher er dahinsprang. Er hat es mir nicht verrathen. Aber nach einem Messerstiche jenes alten Mannes schrumpfte der Ball zu einem armseligen grauen Dinge zusammen; sein springendes Geheimniß mit all dem trügerischen Schein heller Freude war — Luft, bloße Luft! Bleibt noch die Kunst! Auch der kommt nur ein geringer Antheil zu; der größere gebührt einer äußeren Kunstfertigkeit. Ich habe als Kind mit einer Stummen gelebt und auch später die stumme Sprache der Menschen und Thiere besser verstanden als die Worte."

„Und Ihr Gesang, Paolina? Jener Gesang, der sich den Worten einschmiegt und zusammenrinnt mit Miene und Bewegung, der in dieser wunderbaren Einheit jede Saite der Herzensharfe erbeben macht, bald einzelne anschlagend, bald mit mächtiger Hand hineingreifend zu brausenden Accorden?"

„Es ist damit wie mit dem Anderen. Das Wort ist mir dabei stets nur eine Bürde gewesen. Es gab wohl einmal eine Zeit, da ich gesungen habe, wirklich gesungen, ohne Worte. Da war es auch in mir, wie Harfensaiten und Harfenklang. Jetzt schleift der Gesang das Wort widerwillig mit sich, wie ein Gefangener den anderen, der mit ihm an dieselbe Kette gefesselt ist."

Der Conte ließ den Kopf auf die Brust sinken. Was liebt also dieses Weib, das nicht einmal ihre wunderbare Kunst liebt, und das ihr eigenes Genie belächeln kann? Was fühlt, hofft, begehrt, was will sie noch auf dieser Welt? Und er sagte ihr das auch.

„Was ich glaube, hoffe, liebe?" erwiderte sie. „Nichts. Was ich fühle? Nicht Haß, nicht Liebe. Nennen Sie es Gleichgiltigkeit, Apathie, Stumpfheit. Und in allem dem liegt es, daß ich nicht Ihr Weib werden kann. Ein Schemen ist kein Weib, zumal nicht für einen Mann wie Sie, der noch ein Herz hat, der noch glaubt, hofft, fühlt."

„Die Schemen bekommen Leben, sagen die Alten, wenn sie Blut trinken. Nehmen Sie mein Herzblut, Paolina — ich gebe es Ihnen gern. Schemenhaft erscheinen Sie nur, weil Sie nichts haben, wofür Sie leben, wofür Sie in Zukunft leben wollen."

„Wofür ich lebe? Glauben Sie, Conte, ich lebte überhaupt noch, wenn ich es nicht für etwas thäte? Die Feder, die mich seit meinen Kinderjahren so weiter im Gang erhält, ist ein unbeugsamer Gerechtigkeitstrieb. Das ist ein kaltes Ding, aber fest; es ist eben eine Feder von Stahl. Wie sie auch jetzt noch den todten Mechanismus in Bewegung erhält — Sie mögen auch dies erfahren, nachdem Sie bereits so tief in das Getriebe geblickt. Da ist zuerst Signora Vico. Sie hat an mir gehandelt wie die zärtlichste Mutter, ihr Mann wie ein sorgsamer Vater. Verflucht und verstoßen fand ich bei ihnen eine neue Heimat. Der Bruder der Signora,

Domkapellmeister Jduni, wurde mein erster Lehrer in der Musik. Er schickte mich später selbst zu anderen Meistern, die er für größer erachtete als sich selbst; aber das Meiste verdanke ich doch ihm allein. Auch den Namen — er hat mich adoptirt. Mein deutscher Wäldlername, sagte er, sei auf dem Cartellone eine Unmöglichkeit. „Baldina" verwarf er als sonderbar und nannte mich immer „Paolina". Als er alles für mich gethan und ich noch nichts hatte für ihn thun können, starb er. Signor Vico hatte inzwischen die gewohnten Frühlingszüge aufgegeben. Mit dem mühsam erworbenen Vermögen wollte er sich einmal auf eigene Faust an ein Unternehmen wagen. Das war nicht sein Feld; es mißlang, er verlor alles. Nun zieht er von Neuem unverdrossen mit den Schwalben nordwärts als Führer seines Arbeiterhäufleins. Signora Vico ist bei mir geblieben. Es ist ungerecht, daß diesen guten Menschen in ihrem zunehmenden Alter nicht Ruhe gegönnt, daß ihnen nicht das Los zutheil werden sollte, das sie verdient haben. Sie haben es um mich verdient — ich will es so lange um sie verdienen, bis ich denken kann, es ist genug. An mir ist es, ihnen eine sorgenfreie Ruhe zu schaffen. Darum ist mein Impresario in meinen Augen nur der Cassier des Ehepaares Vico.

„Dann ist meine frühere Heimat. Die Menschen dort haben schon verhöhnt, was mir in meiner Kindheit lieb gewesen ist. Mein Großvater war arm, die alte Frau stumm — dies war ihr ganzes Verbrechen. Das ist ungerecht gewesen. Ich habe dann den Glauben dieser Menschen verletzt; sie haben mich dafür verflucht und geächtet — sie waren im Rechte. Was aber thaten ihnen dabei die beiden Alten, die seit Jahren todt waren, was der todte Toniello? Sie haben auch die Todten verflucht, geächtet, verunehrt — das ist ungerecht gewesen. Es soll ihnen ihr Recht werden. Wenn

mein jetziger Impresario Vico's Cassier ist, so ist mein nächster, ein Amerikaner, mein Kaufagent für das ganze Waldthal von Oberau. Haus und Boden ist dort Eigenthum des Hüttenherrn; die Menschen sind nur seine Arbeiter. Ich kaufe Haus und Boden — die Menschen sollen sich anderswo Arbeit und Heimat suchen. Die Buche mit den Todtenbrettern sollen sie mit sich nehmen. An ihrer Stelle wird ein Friedhof angelegt; in den ersten drei Gräbern werden die Ueberreste der drei Menschen ruhen, deren Todtenbretter man von jener Stätte verbannt hat. Es soll ihnen Gerechtigkeit werden. Bevölkern sollen jenes Waldthal die Lombarden, die einst mit Toniello dort gearbeitet und ihn lieb gehabt haben. Sie sollen dort ein Häuschen sammt Wiese als ewiges Eigenthum haben, Arbeit in Wald und Glashütte. Das Herrenhaus, Wald und Glashütte werden Eigenthum Vico's.

„Es ist dann noch ein Vico auf der Welt. Es wäre ungerecht, wollte ich einem Zweiten auch nur andeuten, was ich von diesem Vico halte; denn ich habe es nicht wirklich gesehen, nur geahnt. Aber ich möchte diesen Mann vor meine Augen gestellt haben, um in den seinigen zu lesen. Erkenne ich dabei als wahr, was ich von ihm denke, so ist es ungerecht, daß dieser Mann noch auf der Welt ist. Ich habe der Polizeipräfectur der Landschaft, in welcher er sich umhertreibt, einen Preis von zehntausend Lire dafür eingeschickt, daß man mir jenen Mann lebend vor die Augen stelle — kein Mensch war noch im Stande, sich diesen Preis zu erringen. Aber ich werde andere Mittel finden; es wäre ungerecht, wenn ich auch nur eines unversucht ließe. Haben Sie, Conte, von dem berüchtigten Räuber Beppo gehört? Er befehligt eine ganze Legion tollkühner Raubgesellen. Das ist jener Mann — auch ein Vico!"

Der Conte hatte schweigend zugehört. War dies alles nur stahlharter und stahlkalter Gerechtigkeitssinn?

Wie groß war der Gefühlsreſt, den jener Gerechtigkeitstrieb nicht deckte, und der in dem vermeintlich leeren Herzen dann übrig blieb? Keimte es nicht aus dieſem dreifachen Lebensziel empor wie Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Verachtung und Haß? So hatte der Conte während ihrer Worte gedacht. Jetzt erhob er ſich.

Paolina trat zu ihm, reichte ihm die Hand und ſagte: „Sie verſtehen jetzt und verzeihen darum. Sie denken nicht mehr daran, nicht wahr?“

Er verbeugte ſich, aber er ſagte nichts darauf. Dann nahm er den Hut und machte einige Schritte gegen den Ausgang.

„Wir ſehen uns heute in der Oper?“ rief ſie ihm noch nach.

„Ich kann heute nicht kommen,“ entgegnete er, indem er ſich halb umwendete.

Sie blickte ihn verwundert an. Es war das erſtemal, daß er fehlen würde, wenn ſie ſang. „Alſo morgen denn!“ ſagte ſie mit einer gewiſſen Verſtimmung.

„Ich reiſe noch heute Abends auf meine Güter,“ erwiderte er.

Sie ſah ihn noch einmal an. Dann lächelte ſie plötzlich bitter auf, verbeugte ſich gegen ihn und wendete ſich ab. Er ging hinaus. Sie lehnte am Fenſter und blickte ſeinem Wagen nach. Das bittere Lächeln ſtand noch auf ihrem Antlitze. Das war alſo Einer, dem ſie alles geſagt, dem ſie ihr Inneres offen hingelegt, vor dem ſie ſich ſelbſt erniedrigt, um ihn von ſeiner Leidenſchaft zu heilen — nun ging er hin in gekränkter Eitelkeit, in verletztem Egoismus, ungerecht, ja ungerechter als Andere! Der Wagen war um die Ecke verſchwunden, das bittere Lächeln um die Mundwinkel erloſchen — der Mann war weggeworfen zu allem dem Anderen.

Sie führte wieder ihr einſames Leben weiter, gefeiert auf der Bühne, ungekannt in der Welt und zu Hauſe. Als die Stagione in Italien vorbei war, reiſte

sie nach England zu neuen Triumphen. Kurz vor dem Ende der englischen Stagione bekam sie einen Brief aus der Lombardei. Sie kannte die Schrift nicht. Er lautete:

„Signora!

Sie haben Recht gehabt: es war ungerecht, daß Beppo noch auf der Welt war. Er ist es nicht mehr. Ihn lebend, wie Sie verlangt haben, vor Ihre Augen zu stellen, war nicht möglich. Aber er hat sterbend gestanden, daß er aus Eifersucht und Haß die Schleuse über Toniello geöffnet habe. Gaetano Armoneta."

Eine Ortsangabe enthielt der Brief nicht. Auch war dies nicht die Handschrift des Conte, welche Paolina kannte. Wer hatte sich Beppo's bemächtigt? Wem hatte er das furchtbare Geständniß gemacht? Darüber stand kein Wort in dem Briefe. Sie telegraphirte an den Chef der Staatspolizei. Man schickte ihr einen eingehenden Bericht. Conte Armoneta, dem Polizeichef persönlich befreundet, hatte auf seine Verantwortung und Kosten einen förmlichen Feldzug gegen den berüchtigten Räuber ausgerüstet. Die ganze Horde war theils gefangen, theils beim Widerstande niedergemacht worden, ihr Anführer Beppo im Einzelkampfe durch Armoneta's Hand gefallen. Ueber besondere Geständnisse, welche der sterbende Räuber dem Conte gemacht, habe dieser nichts verlauten lassen; er weile seither unausgesetzt auf seinen Gütern im Lombardischen.

Paolina machte auf ihrer Rückreise nach Italien einen Umweg über die Besitzungen des Conte. Er war daheim, aber erkrankt. Als man ihm die Ankunft zweier Damen meldete und ihre Namen nannte, redete er zuerst eine Weile mit seinem Hausarzte. Dieser führte dann Paolina in ein Gemach, welches bis zum tiefsten Nachtdunkel verfinstert war. Der Arzt geleitete sie zu einem Sopha und bat sie, sich zu setzen; dann entfernte

er sich. Nun ergriff eine Hand die ihre, und der Conte, welcher auf der anderen Seite des Sophas saß, sagte heiter: „Ist das nicht wie in den alten Schauermärchen, Signora?"

„Lachen Sie doch nicht, Conte! Mamma mia hat Ihren Arzt sofort mit Fragen bestürmt, und er hat ihr von einer Augenentzündung erzählt, natürlich mit der üblichen bedenklichen Miene. Ich selbst gebe auf Aerzte und deren Mienen gar nichts, indessen zum Lachen sind dergleichen Augenleiden doch nicht."

„Warum nicht gar — Nachwehen einer Augenkrankheit, die mich einmal in Aegypten überfallen hat! Doch Sie sind nicht gekommen, um über meine Augen zu sprechen, sondern um das Geständniß des Räubers Beppo zu hören."

„Nein, Sie irren; ich bin gekommen, weil mich ein Unrecht drückt. Ich bin ungerecht gegen Sie gewesen. Ich habe Sie damals, als Sie fortgingen, für einen eitlen Egoisten gehalten, der die Offenheit, mit welcher ich ihm meine ganze Seele hingelegt, damit beantwortet, daß er mir einfach den Rücken kehrt. Sie gehen statt dessen hin, um meinetwegen Ihr Leben in die Schanze zu schlagen."

„Heiligste Madonna! Sie sind gar nicht ungerecht gewesen. Ich bin fortgegangen, weil es mich in Ihrer Nähe nicht mehr duldete; ich habe in altgewohnter Weise eine Jagd unternommen, der Abwechslung wegen einmal auf Räuber, um mich zu zerstreuen; und endlich war es ja meine Pflicht, den Mörder meines Milchbruders zu verfolgen . . ."

„Conte, haben Sie, als Sie gegen ihn auszogen und mit ihm auf Tod und Leben kämpften, auch nur eine Ahnung gehabt, daß er Coniello's Mörder war? Nein. Sie haben kein Talent zum Lügen! Sie sind eben nur um meinetwillen ausgezogen und haben Ihr Leben für etwas auf das Spiel gesetzt, was Sie damals bloß

für eine Laune von mir halten mußten. Das war thöricht, sehr thöricht, aber ich danke Ihnen doch dafür. Ich habe unrecht von Ihnen gedacht, aber ich freue mich, daß ich Ihnen gegenüber ein Unrecht einzugestehen habe."

„Lassen Sie mich doch von Beppo erzählen, wie er ..."

„Wir reden davon, wenn Sie gesund sind. Sie kommen dann nach Neapel, nicht wahr?"

„Ja, ich werde kommen."

„Bald? Wie lange werden Sie noch so im Finsteren sitzen müssen, armer Freund?"

„O, nur kurze Zeit noch, einige Tage ..."

„Langweilen Sie sich nicht? Ja, sind Sie denn auch sorgsam gepflegt und gut bedient?"

„Der alte Baldassare, der schon meines Vaters Kammerdiener gewesen ist, kann sich auch jetzt noch nicht dareinfinden, daß er mich nicht wie in alten Zeiten auf den Armen herumschleppen kann, mich auf dem einen, Coniello auf dem anderen. Er verhätschelt mich wie ein kleines Kind. Der Haushofmeister ist gleichfalls ein Erbstück meines Vaters, und so die übrige Dienerschaft. Die alten Leute haben mich alle aufwachsen sehen — ich werde nur zu stark verwöhnt."

„Desto besser. Und nun möchte noch jemand herein: Mamma mia, die ja ihren Contino ins Herz geschlossen hat, wartet draußen. Seien Sie freundlich mit ihr! Und beeilen Sie sich, gesund zu werden! Addio, auf baldiges Wiedersehen in Neapel!"

Während Signora Vico bei dem Conte verweilte, saß Paolina in dem anstoßenden Salon und betrachtete durch das Fenster die bunten Farben, welche der Herbst in die Weinguirlanden der Ulmen gemalt hatte. Da wurde von Baldassare ein Herr in den Salon geführt, der sofort ein Gespräch mit Paolina begann. Er brachte dann die Rede auf den Hausherrn. „Es ist bedauerlich, tief bedauerlich!" sagte er.

„Was?“ fragte Paolina erstaunt.

„Nun, der Verlust des einen Auges wäre am Ende zu ertragen. Man gewöhnt sich daran und sieht schließlich mit einem Auge ebenso gut, wie mit zweien. Aber ich fürchte ernstlich, daß bei dem deprimirten Gemüthszustande des Leidenden auch das zweite Auge verloren geht.“

Paolina war aufgesprungen und stand dicht vor dem Fremden. „Wie?“ sagte sie stockend, „der Verlust eines Auges . . .?“

„Nun ja, die Kugel des Räubers hat freilich bloß das eine Auge vernichtet. Aber, theuerste Signora, die Augen sind wie die siamesischen Zwillinge: eines zieht das andere in Mitleidenschaft. Dazu kommt der habituelle Gemüthszustand des Conte. Dergleichen ist geradezu Gift für entzündliche Erscheinungen; auch Leib und Seele sind siamesische Zwillinge.“

Signora Vico trat heraus, und Baldassare führte den Fremden zu dem Kranken. Paolina bat Signora Vico, noch eine Weile zu warten, bevor sie wegführen. Sie trat zum Fenster und starrte wieder auf die farbigen Weingewinde hinab. Aber sie sah dieselben nicht. Sie dachte an den halberblindeten Mann dort im Nebengemache, wie er heiter gelacht, und was er ihr hatte verschweigen wollen. Ein altes Wort aus der Kinderzeit klang ihr im Ohre: „Es lacht nicht alles, was sich freut; aber es schreit auch nicht alles, dem etwas wehe thut.“

Baldassare kam wieder heraus, und sie fragte ihn nach dem Namen des Fremden. Es war ein berühmter Augenarzt, der von Zeit zu Zeit von dem Hausarzt aus der Hauptstadt zu Rathe gezogen wurde. Wenn einer den Signor Conte heilen könne, so sei er es.

Paolina warf einen verächtlichen Blick auf die Thür, durch welche der Augenarzt verschwunden war, und ein bitteres Lächeln umzuckte ihren Mund. Darauf

besprach sie sich lange mit Baldassare und dem Haushofmeister. Als der berühmte Mann achselzuckend davon gefahren war, führte Baldassare den Conte aus dem Zimmer, wo der Arzt das Auge untersucht hatte, wieder in das finstere Gemach zurück. Dort geleitete er ihn zu seinem gewohnten Sitz auf dem Sopha. Der Conte aber setzte sich heute in die andere Ecke, wo Paolina gesessen hatte. Dann schickte er Baldassare fort — er wollte allein sein. Es war ganz still in dem Gemach und draußen. Nur in der wunden Augenhöhle pochte der Schmerz. Da plötzlich — o, er kannte den Ton, der an sein Ohr schlug, die Stimme, die sein Herz mit räthselhafter Zauberkraft umstrickt hatte — das war Amneris' Stimme. Er kannte auch die Hand, welche jetzt aus den Claviertasten die tiefsten Herzensregungen herauszugestalten begann — das war die redende Hand Fenella's. Er kannte auch das Lied, das Maruccia einst ihm und Toniello vorgesungen:

Wenn eingeschlummert einst
Und todt ich werde sein ...

Aber die es jetzt sang, brachte es nicht zu Ende. Zu ihren Füßen lag ein Mann und barg sein Gesicht in die Falten ihres Kleides und schluchzte wie ein Kind.

Da hob sie die Hand von den Tasten und legte sie beschwichtigend auf sein Haupt. „Gaetano," sagte sie ruhig, „wollen Sie mit Ihren Thränen auch das andere Auge vernichten, das Ihnen Beppo gelassen hat?"

„Paolina ..."

„Leugnen Sie nicht — ich weiß jetzt alles. Wollen Sie ganz blind werden? Und mich dann nie mehr auf dieser Welt sehen? Nur noch hören? Sie sind doch so gern gekommen, um Fenella zu sehen. Also!"

„Paolina!"

„Und weshalb denn auch? Ist es denn nicht selbstverständlich, daß ich Ihnen die Langeweile, die Sie nur

um meinetwillen durchkosten müssen, irgendwie vertreibe? Sie haben Musik gern — ich werde spielen und singen. Ist es nicht natürlich, daß mein Auge das Ihre, welches nur meinetwegen leidet, ersetzt? Sie werden also Ihre Promenade in dem finsteren Saal an meinem Arme machen; ich werde Ihnen bei einer Blendlaterne vorlesen. Ich habe mich bereits mit Mamma mia im anderen Schloßflügel häuslich niedergelassen. Dies alles ist nur gerecht; was finden Sie denn Besonderes daran?"

Gaetano war aufgestanden. „Das Besondere daran ist, daß Sie Ihren Ruf bloßstellen. Ich werde dies nie zugeben. Sie müssen noch heute abreisen."

„Ruf? Meinung der Menschen?" fragte Paolina verwundert. „Sie sprechen doch nicht etwa im Ernste zu mir von diesen Dingen?"

„Sie müssen Ihren Verpflichtungen an der Oper nachkommen, ich werde nie . . ."

„Ich habe bereits durch Signora Vico dem Impresario schriftlich absagen lassen. Baldassare hat den Brief auf die Post getragen. Kind, haben Sie nicht noch einen Einwurf zu machen? Oder besser, machen Sie ihn nicht. Ihren Arm!" Sie führte ihn zu der Sophaecke. Dann tappte sie sich zum Clavier zurück und sang ihm alle Volkslieder, die sie kannte. Hierauf kam Signora Vico und plauderte ihm so lange vor, bis sie ihn glücklich schläfrig gemacht hatte.

Gaetano blieb keinen Augenblick mehr allein. Bei Nacht war der alte Baldassare um ihn, bei Tag eine der beiden Frauen. Signora Vico hatte die Gabe, unermüdlich zu plaudern. Paolina sang für ihn nach und nach ihr ganzes Opernrepertoire, oder sie las ihm bei dem Licht einer eigens construirten Lampe stundenlang vor. Mit Dottore Corri, dem Hausarzte, sprach Paolina nie ein Wort, aber Signora Vico dafür desto mehr, und es entschlüpfte ihr dann manches beunruhigende Wort vor Paolina. Und Paolina merkte es ja

selbst, auch ohne die hingeworfenen trostlosen Bemerkungen der Signora über ihren Contino. Gaetano hatte keine Langeweile mehr; Augenblicke lang schien er sogar glücklich zu sein. Gleich darauf verfiel er aber doch wieder in theilnahmloses Schweigen und tiefe Schwermuth. Dabei war die Entzündung des Auges immer noch im Steigen begriffen.

Einmal, da Paolina aufgehört hatte zu singen und ruhig dasaß, vermeinte er, allein zu sein, und murmelte nach langem Schweigen selbstvergessen vor sich hin: „Immer Nacht — kein Tageslicht mehr sehen? O, gern, wenn sie nur immer —"

Da fühlte er seine Hand erfaßt, und die tiefe Zauberstimme sagte ruhig: „Und warum sollte sie nicht immer? Wenn es Sie glücklich macht, Gaetano, will ich immer bei Ihnen bleiben. Ich will auch Ihr Weib werden, wie Sie es verlangt haben."

Da hörte sie wieder das Schluchzen zu ihren Füßen, und wieder legte sie die Hand sanft beschwichtigend auf das gebeugte Haupt. Dann ging sie langsam hinaus, und Gaetano blieb allein mit seinem Glücke. —

Der berühmte Mann kam einige Tage danach, aber seine ganze Redseligkeit war plötzlich verschlagen vor Erstaunen über den umgewandelten Gemüthszustand seines Patienten. Der Conte lachte und scherzte ohne Ende. Nachdem der Arzt das Auge untersucht hatte, gestattete er, daß der Conte nun schon in einem halbdunklen Zimmer verweilen könne. Das Auge sei gerettet; wenige Tage vorsichtiger Steigerung der Lichtstärke würden die ganze Sache beendigen, da auch die Höhle des verlorenen Auges nahezu geheilt sei. „Es ist überflüssig," schloß er, „daß ich noch einmal komme. Ich kann Ihnen nur beim Abschiede gratuliren und Ihnen jetzt auch sagen, daß ich wenig Hoffnung hatte. Sie waren sehr nahe daran, ganz zu erblinden. Unter Anderem, darf ich fragen, wer die interessante Dame

war, die ich bei meinem letzten Besuch in Ihrem Salon getroffen habe?"

„Meine Braut."

„Ah, ich gratulire und — begreife."

„Begreifen? Was, Dottore?"

„Signor Conte, ich begreife, was Sie aus Ihrer trostlosen Stimmung gerissen hat. Wenn ich Ihnen sage, daß diese Stimmung Ihre Entzündung gesteigert hat, werden auch Sie begreifen, wer eigentlich Ihr Augenarzt gewesen ist. Nicht Dottore Corri, nicht ich, sondern Ihre Braut. Empfehlen Sie mich meiner liebenswürdigen Collegin — ich strecke vor ihr die Waffen. Addio, Conte!"

Aus dem abgedämpften Lichte ward Gaetano endlich an den hellen Tag geführt. Paolina war es, welche ihn führte; er hatte es so verlangt. Ihre Augen waren es, die er zuerst sehen wollte. Ob er in dem ruhigen Blicke gefunden hat, was er darin suchte? Er sagte nichts; er schlug nur langsam sein gerettetes Auge nieder. Es wird noch kommen, dachte er, was in diesen blauen Augen noch nicht zu lesen ist. Aber es kam nicht, nicht in diesen Tagen, nicht am Hochzeitstage. Ein helleres Aufflackern des Blickes zeigte sich nur, da sie unter den Brautgeschenken Gaetano's auch die auf ihren Namen ausgefertigte Besitzurkunde des Oberauer Waldthales fand. Sie drückte dafür Gaetano schweigend die Hand.

Das Hochzeitsfest ward nach ihrem Wunsch in Stille und Einfachheit gefeiert. Nach demselben blieben sie in der Abgeschiedenheit des Landschlosses mitten in dem weiten Besitzthum. Auf Reisen wollte Paolina nicht gehen, ebenso wenig in die Welt unter Menschen. Sie liebte beides nicht. Gaetano dagegen war seit jeher an ein unruhiges Leben und rastlose Beweglichkeit gewöhnt. Da war es Paolina, welche ihn dahin brachte, daß er sich persönlich der Verwaltung seines großen

Grundbesitzes annahm. Und weil sie es war, so that er es willig und fand dann allmählich Freude daran. Paolina saß indes daheim, spielte Clavier, sang, las oder hörte Signora Vico zu, deren Mann jetzt durch Gaetano's Verwendung und Hilfe an der Spitze einer großen Unternehmung stand. Oder sie erging sich unter den Ulmen und schaute mit den gleichgiltigen, ruhigen Augen in die Weite. So oft Gaetano heim kam, blickte er immer und immer wieder in die kalte Ruhe dieser Augen; so oft er von ihr fortging, hoffte er gleichwohl immer und immer wieder. Sie war stets gleich gut und freundlich gegen ihn, wie eine um sein leibliches und seelisches Wohl besorgte Schwester. Gaetano umgab sie rings mit seiner Liebe, so daß sie bei jedem Schritt an irgend etwas vorübergehen mußte, das er für sie gethan. Und wie schwer war es, zu wissen, was er ihr zu Liebe thun konnte! Sie begehrte nie etwas; sie war seit dem Hochzeitstage sehr wortkarg geworden. Aber Gaetano fing mühselig, wie ein kleines Kind, in ihrem Antlitze zu buchstabiren an. Nach und nach lernte er darin lesen und die Gedanken nachdenken, die hinter dieser weißen Stirne vorüberhuschten. Zuletzt sah seine Liebe durch diese Stirn, als wäre sie von durchsichtigem Glase.

So sah er auch dort jetzt deutlich, weshalb sie sein Weib geworden war. Nicht Liebe ist es gewesen, sondern der Gedanke: er hat sein Leben für mich gewagt — es soll ihm Gerechtigkeit werden. Und sie blieb freundlich und gut gegen ihn, weil auch das gerecht war. So lange sein Leiden und seine Unbehilflichkeit dabei ihre Hilfe in Anspruch genommen und ihre Stunden mit einer ermüdenden Aufgabe ausgefüllt hatten, schien ein rascherer Blutstrom ihren Leib zu durchrinnen, ein wärmeres Licht ihre Seele zu durchleuchten. Es war, als stehe sie wieder auf der Bühne und gestalte ein Gebilde aus, das nicht sie selbst ist.

Und der Zuschauer hatte, wie in früheren Tagen, gemeint, dies Gebilde der Liebe sei sie selbst. Aber Paolina selbst war nur die strenge, kalte Gerechtigkeit. Jetzt, da er wieder gesund war, da er mit dem einen Auge so gut sah, wie ehedem mit beiden, war die Aufgabe beendet, der Gerechtigkeit Genüge geschehen. Die Augen, in denen Gaetano las, waren nicht die Augen Fenella's, nicht Amneris' Augen. Das waren die ruhigen, gleichgiltigen Augen, mit denen sie auf das leidenschaftlich erregte Publicum hinabzuschauen pflegte, wenn ihre Rolle beendet war.

Er sagte kein Wort darüber. Aber in schlummerlosen Nächten spähte er am Himmel nach dem Sternenstrahl, den er herabreißen und in Paolina's Augen versetzen könnte, und bei Tage nach einem Dinge auf dem weiten Erdenrund, das ein Lächeln auf ihre Lippen zaubern könnte. Er spähte vergebens. Auge und Miene blieben gleich kalt. Ja, es kam dann eine Zeit, wo sie ihm sogar mehr und mehr auswich, als hätte er sie mit etwas gekränkt. Er duldete schweigend und trug sein Leid, ohne es merken zu lassen. Ja, er ritt bis zu den entlegensten Vorwerken seines Besitzthums und blieb ganze Tage aus, weil er sah, wie seine Anwesenheit sie drückte. Dann brachen angstvolle Tage herein, jeder eine Ewigkeit voll Qualen, da Paolina krank danieder lag und doch Gaetano nicht sehen wollte. Auch Dottore Corri durfte ihre Schwelle nicht betreten. Signora Vico war ihre einzige Gesellschaft.

Endlich kommt ein Tag, da Mamma Vico ihren Contino lächelnd hereinruft. Signora Vico lächelt, und Gaetano sieht sie lange an. Das ist ihm so seltsam; er hat so lange kein Lächeln gesehen. Dann tritt er leise ein. Paolina's Antlitz ist anzusehen wie eine matte, weiße Rose. Der strotzenden rothen Rosenknospe dagegen gleicht das kleine Wesen, welches voll, rund und frisch dort in der Wiege neben ihr schlummert. Gaetano bleibt

zwischen Lager und Wiege stehen und ringt nach Fassung. Er wagt es nicht, auf Paolina hinüberzuschauen, damit sie durch den Widerwillen gegen ihn nicht etwa noch kränker werde. Ist er doch schon darüber froh, daß sie ihn in ihrer Nähe duldet und ihn ruhig gewähren läßt, wenn er das Kind immer wieder betrachtet. Nur so oft er meint, sie bemerke es nicht, streift er mit halben Blicken ihr Bett und schleicht in weitem Kreise um dasselbe herum, bis sie endlich langsam die Augen schließt. Nun blickt er noch ein Weilchen scheu von Weitem hinüber; dann stiehlt er sich zögernd auf den Fußspitzen näher und betrachtet sie lange, lange. Da sind nun die schönen, langen, goldigen Haare, wie sie aufgelöst über das weiße Linnen dahinfluthen; die küßt er, sich niederbeugend, behutsam — das kann sie gewiß nicht aufwecken.

Sie aber macht die Augen auf, darüber die Lider nur aus Mattigkeit hinabgeglitten sind, und lächelt ihm zu. Es ist ein weicher Zug, etwas wehmüthig Süßes in diesem Lächeln. Darauf sagt er nur: „Paolina!“ und geht eilig hinaus. Sie läßt ihn gehen und ruft ihn nicht zurück. Sie hat wohl gemerkt, wie seine Stimme in leisem Zittern verschwebt war, da er innig ihren Namen rief, und wie sich ein feuchter Schimmer in sein Auge gedrängt hat. Sie blickt mit halb geschlossenen Augen wieder auf die Wiege hin. Ein wunderbarer rosiger Hauch steigt dabei ganz sacht in ihrem blassen Antlitz auf und mischt sich mit dem Lächeln um ihre Lippen. Die blauen Augen öffnen sich plötzlich groß und weit, und es loht in ihnen auf, wie von einem überirdischen Glanze. Dieses strahlende Licht scheint von der Wiege herüberzuleuchten, und Paolina's Augen scheinen sich davon voll zu saugen. Das ist der Sternenstrahl, den Gaetano in schlummerlosen Nächten hatte für Paolina's Augen vom Himmel reißen wollen. Das Kind dort in der Wiege hat ihn

vom Himmel mit sich gebracht. Dies glänzende Leuchten entbrennt auch später jedesmal in Paolina's Augen, so oft sie das Kind ansieht. Einmal bekommt auch Gaetano einen Schimmer davon für sich, da er, von der Taufe heimkehrend, ihr den Täufling hinreicht. Sie hat Gaetano die Wahl des Namens überlassen.

„Wie heißt Du?" fragt sie jetzt das kleine Wesen.

Aber es macht sich aus seiner neuen Würde, Namensträger zu sein, sichtlich sehr wenig, und schreit ganz gewaltig. Da sagt Gaetano lächelnd: „Merkst Du denn nicht, Paolina, daß er Dir sagen will: Ich heiße Coniello!" Es war trotz dem heiteren Ton und trotz dem Lächeln ein leises Zittern in seiner Stimme. Da reicht ihm Paolina die Hand. Sie sagt nichts, aber er sieht den Sternenstrahl aus ihren Augen diesmal auf sich hinleuchten.

Der kleine Coniello aber war, so lang und breit er in der Wiege und später im eigenen Bettchen dalag, die incarnirte Ungerechtigkeit. Zunächst vermeinte er, die ganze Welt warte nur höchst gespannt darauf, alle seine Willensäußerungen zu erlauschen und schleunigst zu erfüllen. Er schrie vorerst, nur um zu schreien; er schrie, weil er Nahrung begehrte; er schrie — wer kennt alle die Motive, weshalb ein solches Fleischklümpchen tönend wird. Er kreischte urplötzlich auf, wenn sich die Mutter in alte Tage und Geschehnisse versinnen wollte; er zerschnitt bei Nacht mit dem scharfen Stimmchen die dämmerigen Traumbilder vergangener Zeiten. Die arme Mutter kam bei Tage zu keinem Nachsinnen mehr, bei Nacht nicht mehr zum Träumen. Das war ungerecht. Aber sie ließ es gleichwohl nicht zu, wenn man das Kind bei Nacht aus ihrem Schlafgemache wegtragen oder es ihr bei Tage entziehen wollte. Sie sagte lächelnd, es mache ihr Freude, das Kind bei Tage selbst zu beruhigen, und bei Nacht

schlafe sie in den Pausen zwischen zwei Schreien so gut, so traumlos fest, wie seit Jahren nicht.

Toniello besaß auch bereits eine unbeugsame Energie, seinen Willen geltend zu machen. Er wies die Nahrung verächtlich zurück, die man ihm anbot, um sie im nächsten Augenblicke desto ungestümer zu verlangen. Er wollte durchaus Licht haben, wenn es dunkel war, und umgekehrt. Er begehrte, gewiegt zu werden, und schrie gleich darauf, bis die Wiege still stand. In Kurzem hatte sich das winzige Menschenkind den Vater, Signora Vico und den alten Baldassare zu Sklaven gemacht, die Mutter aber zu einem vollständig willenlosen Werkzeuge. Das war ungerecht. Jedoch die arme Mutter, die gar nicht mehr zu Athem kam vor allen den sich durchkreuzenden Ukasen ihres launenhaften Tyrannen, behauptete mit lächelnder Genugthuung, dies seien die Keime eines künftigen entschiedenen Charakters. Sie war stolz auf ihr Sklaventhum.

Toniello liebte es nebenbei, mit den kleinen Fingern in der Mutter glänzende Augen zu fahren; er fand ferner ein besonderes Vergnügen daran, sie bei den goldigen Haaren zu ziehen und dieselben zu zerzausen. Das war ungerecht. Jedoch die arme Mutter wischte sich die Thränen aus den Augen und lächelte, wenn das Büblein glücklich einige der goldigen Haare in dem geballten Fäustchen hielt — der kleine Folterknecht hatte ja eine sichtliche Freude daran.

Daß Toniello trotz der nie entschlummernden Zärtlichkeit der Mutter sich doch noch lieber von dem Vater auf den Arm nehmen ließ, lieber in dessen hartem Barte, als in der Mutter weichen Haaren wühlte, heller lachte, wenn der Vater mit ihm spielte, und selbst mit nichts lieber spielte, als mit des Vaters Zeigefinger — es war ungerecht. Aber die Mutter lächelte darüber und sagte nichts.

So ging es weiter, so zeigte es sich in vielem Anderen. Ein Pfad streckt sich schnurgerade von den jetzigen Zeiten hin zu der früheſten Kindheit dieſer Frau. Es iſt der Pfad der Gerechtigkeit, aber jener ſtrengen Gerechtigkeit mit der Binde vor den Augen, in die ſich kein Mitleid ſchleichen ſoll, damit die Hand nicht bebe und das Richtſchwert unentwegt niederſauſe. Schmal, wie die Schneide dieſes Schwertes, iſt der Pfad; die Frau iſt ihn gewandelt, ohne zu wanken, ohne zu ſtraucheln, ohne rechts oder links zu blicken: im Guten wie im Böſen, Aug' um Auge, Zahn um Zahn! Da iſt ein Tag gekommen, wo die Ungerechtigkeit Fleiſch und Blut angenommen hat und ein Kind geworden iſt, ihr Kind. Mit ſeinen kleinen Händchen hat es ſie leiſe abgelenkt von dem ſchmalen Pfade, ohne daß ſie es merkt. Wohin das Kind ſie jetzt führt, dorthin hat ihr ſchon einſt ein Greis den Weg gewieſen. „Es hat alles ſein Gutes; man muß es nur herausfinden," hat er einſt geſagt. Sie hat ihn nicht verſtanden, hat ſeinen Weg nicht gefunden. Dem Kind aber folgt ſie Schritt um Schritt, und weiter, weiter noch, als der Greis ſein Ziel geſteckt; wo kein Gutes mehr herauszufinden iſt, da legt ſie es hinein. Und viel weiter noch und ſchöner: ſie vermeint dabei immer noch, bloß gerecht zu ſein, und nichts als gerecht.

Die incarnirte Ungerechtigkeit gedeiht dabei vortrefflich und ſtreckt ſich bereits ſichtlich in die Länge. Die erſten Verſuche zum Sprechen werden unter allerlei unbeholfenem Straucheln des Züngleins gemacht. Das Lallen hat weder Sinn noch Ziel, aber die Mutter enträthſelt daraus die tiefſinnigſten Dinge. Es klingt nicht eben melodiſch, aber die große Künſtlerin vermeint, die erhabenſten Meiſter der Tonkunſt hätten nie etwas ſo Reizendes erſonnen. Das erſte Wort iſt „Papa" — nicht „Mama" — aber die Mutter behauptet, „Papa" ſei viel leichter zum Ausſprechen. Die Frau, welche in

den letzten Monden so wortkarg gewesen, wie ihre ganze Jugend hindurch, sie plaudert jetzt den ganzen Tag. Toniello will es so. Das Wort soll sich einstellen, selbst „wo die Begriffe fehlen". Er will wissen, wie man dies oder jenes benennt; er will jetzt eben wissen, was die Leute dort unten thun. „Jäten," sagt die Mutter. „Jäten!" — wiederholt er ernst. Dann lacht er plötzlich auf und wiederholt unzähligemale hintereinander: „Jäten!" Der Laut ist ihm die Hauptsache, das Wort freut ihn; er weiß nicht, was das ist „jäten", aber es heißt so. Die Mutter ermüdet nicht, ihm den ganzen Tag solche herrliche Klangkunststücke vorzusprechen. Eines Tages macht der kleine Tyrann die Entdeckung, es sei eigentlich auch um das Singen seiner Mama keine üble Sache. Und so singt sie denn. Nicht bei dem Flügel, nicht aus Notenheften, nicht was sie auf der Bühne gesungen, nicht was die großen Meister erdacht, nicht mit Worten — sie singt, wie sie als Kind, wie sie als Mädchen im Walde gesungen, wenn niemand lauschte. Ohne Worte, wie es eben kommt, süß oder feierlich, geheimnißvoll leise und wieder volltönend, gleich den Vögeln und dem Windhauch im Waldgeäste.

Gaetano lehnt im anstoßenden Gemach an der Thür und lauscht. Der Schemen hat wieder Leben bekommen, denkt er, die öde Leere der Seele ein Vollgefühl, das Dasein ein Ziel. Aber nicht sein Herzblut ist es gewesen, welches dem Schemen Leben eingeflößt. Ein Toniello hat es ihm genommen, ein Toniello hat es ihm zurückgegeben — er aber steht abseits.

Er lauscht weiter dem wunderbaren Gesange, der keine „äußere Kunstfertigkeit" mehr ist, sondern gerade aus dem Herzen emporsteigt. Das ist jener Gesang, von dem sie ihm gesagt: „Es gab wohl einmal eine Zeit, da ich gesungen habe, wirklich gesungen, ohne Worte. Da war es auch in mir wie Harfensaiten und Harfenklang." Der Gesang hat einem Toniello

gegolten; nun gilt er wieder einem Toniello; er aber steht abseits.

Er beneidet den todten Toniello. Plötzlich fährt er schaudernd empor, flieht vor dem Gesange hinaus, schwingt sich auf ein Pferd und jagt in wilder Eile in die Weite. Er schaudert vor sich selbst: er hat einen Augenblick etwas gefühlt wie Eifersucht gegen das eigene Kind.

Hat der düstere Engel, der dort über der Erde kreisend flattert, in diesem Augenblick in Gaetano's Herz geblickt, daß er plötzlich seine dunklen Schwingen zusammenfaltet und sich an dem Bette des kleinen Toniello niederläßt? Es ist der Würgengel. Denn er berührt nur den Hals der Kinder mit seinem kalten Finger, daß sie darunter schwer und schwerer nach Athem ringen und zu röcheln beginnen, und dann sind sie todt. Zuweilen schlummert er dabei ein; er ist so müde nach dem rastlosen Tag- und Nachtwerk; unmerklich sachte gleitet der kalte Finger erschlaffend von dem Hälslein nieder — das Kind athmet wieder. Wie er so zu Häupten Toniello's ragt, die Schwingenfedern sensenförmig fest zusammengepreßt, den drohenden Arm reglos ausgestreckt mit dem starren Finger, die düsteren, glanzlosen Augen unbeweglich offen — wer vermag es ihm anzusehen, ob er ermattet von hundertfachem Würgen entschlummern, ob er weiter würgen wird? Die Aerzte, welche Gaetano gerufen hat, verstehen in diesen Augen nicht zu lesen. Sie kennen auch keinen Trank, ihn einzuschläfern, und keine Menschenmacht, die seinen starren Finger auch nur leise zu krümmen vermöchte.

Die Mutter spricht mit ihnen kein Wort; sie weiß ja, daß sie nichts vermögen. Sie spricht auch mit Gott kein Wort. Sie lehnt sich auch nicht an das Herz ihres Mannes. Sie steht zu Füßen des Kindes und starrt den Würgengel zu Häupten desselben an. Hilfe ist

weder hienieden, noch oben; sie denkt auch nicht daran. Sie denkt nur, wie sie ihren Athem dem röchelnden Kind einhauchen, wie sie ihren Hals statt des seinen darbieten oder dem Todesfinger des Würgengels unterschieben könnte. So stehen der Engel und die Mutter Tag und Nacht und starren einander über den Leib des Kindes an — er zu Häupten, sie zu Füßen.

Gaetano schreitet ruhelos hin und her. Der Mann, der tiefe Seelenschmerzen schweigend überdauert, der jedem Klima und jeder Anstrengung widerstanden, er ist vollständig gebrochen. Zwei Aerzte sind über Nacht im Schlosse geblieben. Sie wachen. Gaetano redet mit ihnen in stockenden, verwirrten Worten. Er sieht sein Kind mit einem langen Blick an und dann sein Weib — darauf wankt er fort wie ein Taumelnder.

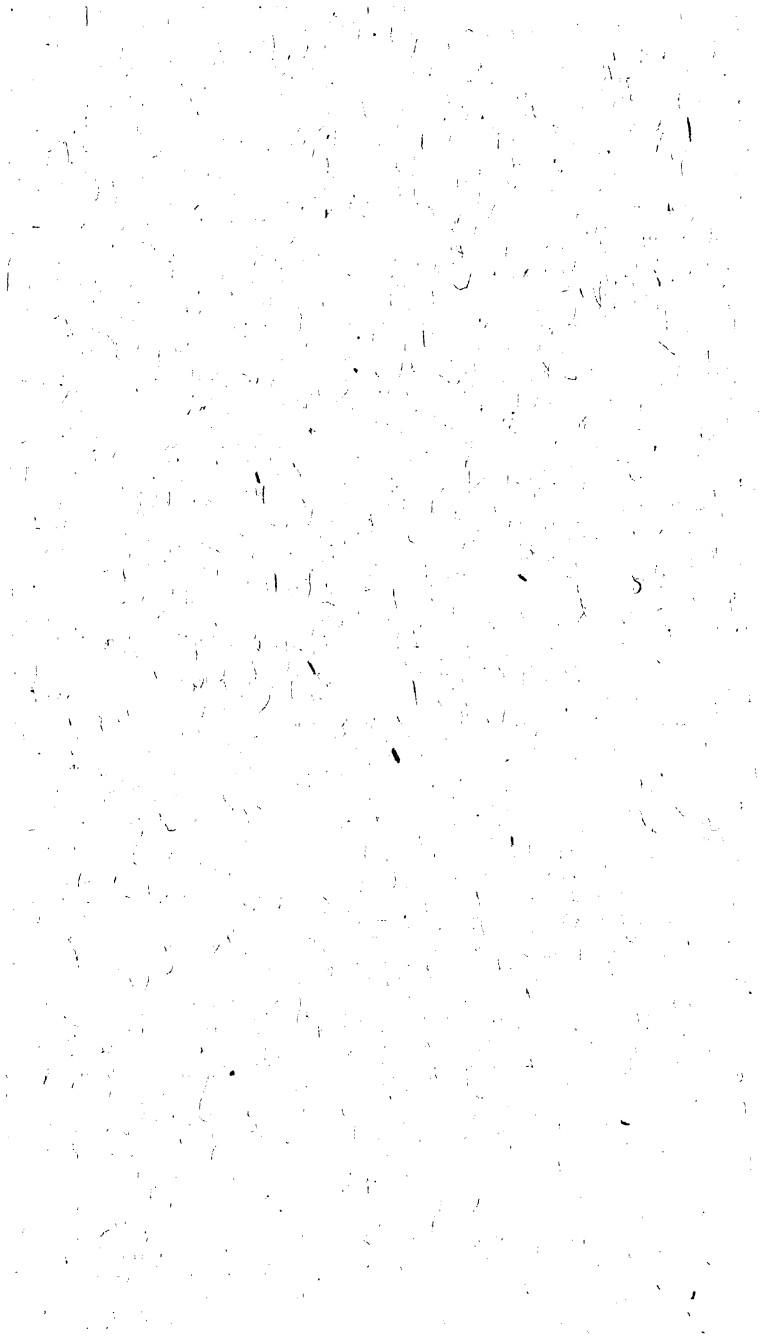
Die Nacht schreitet langsam über die Erde. Die Dämmerung schleicht zögernd hinter ihr her. Dann entzündet sich nach und nach die Morgenröthe und wirft ihre blaßrothen Lichter in Gaetano's Gemach. Der erste Sonnenstrahl tritt durch das Fenster herein. Er begegnet sich mit Paolina. Sie ist leise eingetreten, unhörbar wie der Sonnenstrahl. Gaetano kniet auf dem Betschemel. Er hat den Kopf in die Hände gepreßt und schluchzt.

Paolina tritt zu ihm und streichelt sanft seinen Arm, zum erstenmale, wie einst dem Ahnel und Toniello. „Gaetano!“ sagt sie dabei leise.

Gaetano springt auf, bleich, mit verstörtem Antlitze. Mit fieberhaften Augen forscht er in ihren Mienen. Paolina weint — zum erstenmale. Er hat sein Weib nie weinen sehen. Er weiß, es sind die ersten Thränen seit ihrer Kindheit. Todt — todt! denkt er erstarrend.

Aber mitten durch ihre Thränen bricht ein sonniges Lächeln. „Gaetano,“ sagt sie, „unser Kind lebt, wird weiter leben!“ Und mit einem Aufschrei der jubelnden Seele wirft sie sich plötzlich an Gaetano's Brust, schlingt

ihre Arme um seinen Hals und weint laut. Alles Leid ihres Lebens, alle verhaltenen Thränen weint sie in dieser Stunde aus an dem treuen Herzen ihres Mannes. Er weiß es, da er ihr Haupt in die Höhe hebt und ihr in die Augen blickt — er braucht nicht mehr zu fragen. Sie aber sagt es ihm doch: „Ich habe Dich doch lieb, Gaetano, sehr lieb — ich habe es nur nicht gewußt." Und dabei gleitet wieder ihre Hand liebkosend an seinem Arme hinab. „Geh jetzt zu unserem Kinde, Gaetano! Drücke dem guten Dottore Corri die Hand; auch dem anderen Arzte. Ich komme Dir nach; laß' mich jetzt hier. Ich möchte nur vorher — beten, Gaetano — zu Deinem Gotte beten!"

Er läßt sie aus seinen Armen und geht zu dem geretteten Kinde.

Ueber dem Betstuhle hängt der arme Herrgott am Kreuze, stumm und traurig. Der Sonnenstrahl fällt über sein blutiges Antlitz und gleitet von da auf das Weib hernieder, das unten auf den Knien liegt und die gefalteten Hände emporstreckt. Der Blutstropfen an seiner Wimper glüht auf wie heller Rubin; an ihren Wimpern glänzt es wie niederrollende Perlen. Zwischen beiden spinnt der Sonnenstrahl sein goldenes Band.